

Nr. 04

Februar 2009

kostenlos

點墨

DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten





Brauchen wir eine moderne Sinologie? fragt Susanne Weigelin-Schwiedrzik, Professorin für Sinologie am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien, und stellt damit die Ausrichtung des Studienfaches Sinologie in ihrem Beitrag zur Diskussion.

Konzentrierte sich die Sinologie ihrer traditionellen Konzeption nach bisher vor allem auf philologische Aspekte und zeigte sich relativ eingeschränkt offen für neue theoretische Konzepte, so ist seit der schrittweisen Öffnung der VR China 1978 und spätestens mit dem WTO-Beitritt im Dezember 2001 das Interesse auch außerhalb des wissenschaftlichen Kreises an China so enorm gestiegen, dass eine auf rein philologischer Erfassung ausgerichtete Chinaforschung und die durch sie Ausgebildeten es kaum vermögen, den aktuellen Entwicklungen Rechnung zu tragen.

Seit man nach China hineinschauen darf, ist es in der Wahrnehmung vieler komplexer geworden - und damit hat sich auch das Interesse an China selbst gewandelt. Das bringt die klassische Sinologie in eine Sackgasse, denn ihrer Ausrichtung nach folgt sie immer noch einer philologischen Konzeption, muss aber nun ebenso den Anforderungen einer wissenschaftlichen Rezeption und Kommentierung aktueller Geschehnisse sowie sozialer und politischer Entwicklungen des modernen Chinas genügen. Denn auch die seit dem Jahre 2000 steigenden Immatrikulationszahlen für chinawissenschaftliche Bereiche verdanken sind doch größtenteils auch dem gewachsenen gesellschaftlichen Bedürfnis, mehr von China zu erfahren, vielleicht es endlich auch zu entexotisieren. Doch bei der Integration einer an sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen ausgerichteten modernen China-wissenschaft tut sich die klassische Sinologie scheinbar immer noch schwer.

In seinem Beitrag *Der Phönix in den Bergen* beschreibt Lucas Göpfert seine Erfahrungen, die er auf einer Reise in einem Miao-Dorf in Hunan gesammelt hat. Die weit vorangeschrittene Erschließung „exotischer“ Minderheiten im chinesischen Reisetourismus ließen ihn des Öfteren Unbehagen ob einer künstlich erzeugten Atmosphäre von Ethno-Kitsch empfinden. Nichtsdestotrotz boten vor allem Alltagskulissen, in denen man unbeachtet abtauchen und sich des gefühlten touristischen Daseins wenigstens für kurze Zeit entledigen konnte, angenehme Stunden.

Über die Mao-Bibel, gestrandete Kameraden und seine Jugend in der Volksbefreiungsarmee berichtet der in den USA lebende Schriftsteller Ha Jin im Gespräch mit DianMo.

In der Rubrik ‚Neu am Institut!‘ wird diesmal Prof. Dr. Stefan Kramer vorgestellt, der ab Sommersemester 2009 die Professur für die Moderne Sinologie am Ostasiatischen Institut übernehmen wird. Im Namen der DianMo-Redaktion heißen wir Prof. Kramer und seine Familie in Leipzig herzlich willkommen!

Dokumentarfilme haben sich mittlerweile fest in der öffentlichen Wahrnehmung der chinesischen Filmlandschaft etabliert und erleben derzeit einen wahren Boom. Dennoch gibt es nach wie vor viele Filmemacher die im „Untergrund“ tätig sind und deren Filme häufig von Schicksalen sozial Benachteiligter berichten. Christian Wesener geht in seinem Beitrag *Gedanken zum gegenwärtigen Dokumentarfilm in China* der Frage nach, wo nun also der zeitgenössische Dokumentarfilm in China steht und was ihn in seinem Schaffen auszeichnet.

Viel Spaß beim Schmökern!

Frank Andreß

- 4 **Im Focus** Susanne Weigelin-Schwiedrzik – *Brauchen wir eine moderne Sinologie?*
- 9 **Erlebnisbericht** Lucas Göpfert – *Der Phönix in den Bergen*
- 12 **Nachgefragt** *Im Gespräch mit Ha Jin*
- 17 **ALUMNI-Bericht** Anja Goette – *China in China, China in Europa und andersrum*
- 20 **Neu am Institut!** Prof. Dr. Stefan Kramer
- 22 **Auf ein Wort!** Michael Engelmann – *A reborn "howl" for China*
- 25 **Wortspüle** 過門不入
- 26 **Dok** Christian Wesener – *Kreatives Schaffen in Grauzonen*
- 30 **FolkArt** *Volkskunst aus Peking* – 北京鬚人 *Beijing Zongren*
- 32 **Saitenhieb** Wang Dan – *Dialog mit dem Schwarzen Handschuh*
- 38 **FolkArt** *Das Frühlingsfest*
- 40 **Erlebnisbericht** Marco Sparmberg – *Großstadttagbuch - Berichte aus Hongkong #2*
- 44 **Chinese Landscape**
- 45 **Hintergrund** Daniel Kremers – *Von China nach Japan und zurück*
- 48 **VERSiert** 《陶淵明 • 飲酒》
- 49 **Abgehauen!** Torsten Grigull – *Ohne Kimchi kann kein Koreaner überleben*
- 52 **Kommentar** *Rollenspiele - Ma Canrong zu Besuch in Münster*
- 54 **Ohne Kommentar!**
- 56 **Impressum**

Brauchen wir eine moderne Sinologie?

Von Susanne Weigelin-Schwiedrzik

„Die gegenwärtige Situation ist in der Sinologie ... durch eine Tendenz zur Spezialisierung gekennzeichnet. Es hat sich gezeigt, dass die Sinologie als Fachbezeichnung zu umfassend ist, ... Kein einziger Gelehrter ist heute mehr imstande, den ganzen Bereich der chinesischen Kultur wissenschaftlich zu überschauen und in Forschung und Lehre zu vertreten. ... Der Begriff 'Sinologie' als eines Gesamtfaches wird sich also ... der Sache nach auffächern, in die Erforschung der Sprache, Literatur, Geschichte, Religion, Kunst usw. Chinas.“
(Franke S. 46-47)

Die moderne Sinologie hat in Deutschland einen schweren Stand. Zwar wird allenthalben verkündet, China sei ein immer wichtigeres Land und immer mehr Menschen sollten sich mit China auskennen, die Zahl der Studierenden wächst auch, etwas weniger die der Absolventen, doch die Zahl der Universitäten, deren Sinologie sich in Lehre und Forschung auf das moderne China spezialisiert haben, ist nicht etwa gewachsen, sondern leicht zurückgegangen. Zwar ist nun an allen Universitäten garantiert, dass die Studierenden der Sinologie die moderne chinesische Hochsprache erlernen, es werden auch immer wieder Vorlesungen und Seminare zur aktuellen Situation in China angeboten, doch die Forschung auf diesem Gebiet ist auf ganz wenige Personen beschränkt, die meist keine Beziehung zu einander haben und in der Regel auf sehr unterschiedlichen Feldern tätig sind. Das Sinologie Studium ist heute in Deutschland ein Gemischtwarenladen, in dem die Studierenden von allem etwas bekommen können. In der Forschung werden jedoch Forschungsfragen zu China im 20. und 21. Jahrhundert immer noch als „unwissenschaftlich“ oder „irrelevant“ abgetan, und die Sinologie als Altertumswissenschaft das Feld zu behaupten versucht.

Die Gründe für diese ungewöhnliche Entwicklung sind vielfältig. Mechthild Leutner sieht den Ursprung der Dichotomie von Moderner und Klassischer Sinologie in der unglücklichen Verbindung der modern ausgerichteten China-Forschung mit dem Hitler-Regime. Am Beispiel der Sinologie in Berlin zeigt sie, wie das Seminar für Orientalische Sprachen sich im Zuge der „Selbst-Gleichschaltung“ dem modernen China zuwandte, während die Wissenschaftler, welche dem Regime kritisch gegenüberstanden, entweder in die Emigration gingen oder sich im Sinne einer inneren Emigration dem alten China zuwandten. Dasselbe Muster finden wir auch in der China-Wissenschaft der DDR. In Berlin gab es aktive, ganz an aktuellen Fragestellungen ausgerichtete China-Studien, in Leipzig den Versuch, sich von den politischen Vorgaben zu distanzieren und sich dem vormodernen China zuzuwenden. Des unguten Geruchs politischer Verstrickung noch nicht genug, verband sich die Forderung nach einer modernen China-Wissenschaft, wie sie in den sechziger Jahren im Zuge der Studentenbewegung in der Bundesrepublik wieder erhoben wurde, mit einem Enthusiasmus für das maoistische China, das nach dem Tod Maos 1976 nicht nur auf gänzlich neuen Kurs

gegangen zu sein scheint, sondern auch dazu beitrug, das selbst propagierte Bild von der aufgehenden roten Sonne am Horizont zu zerstören und durch das im Westen hinreichend bekannte von gläsernen Wolkenkratzern zu ersetzen. Drei Mal hinter einander hatte die moderne China-Forschung auf das falsche Pferd gesetzt. Kein Wunder, dass sie nicht von der Stelle kommt.

Man kann aber auch methodologische Gründe für die schwierige Entwicklung der modernen China-Forschung in Deutschland anbringen. Die starke Betonung auf die Schwierigkeit der Sprache und die in vielen Texten immer wieder auftauchende identitätsstiftende Funktion der Beherrschung dieser angeblich schwierigen Sprache hat manch einen Sinologen zu der Annahme verleitet, es reiche aus, die Sprache zu erlernen und chinesischsprachige Texte in der eigenen Sprache wiederzugeben. Bedauerlicherweise wird man bis zum heutigen Tage immer noch bewundert, wenn man anderen Leuten erzählt, dass man Chinesisch kann. Dabei paart sich diese Bewunderung immer dann, wenn sie von Wissenschaftlern ausgeht, mit einer versteckten Geringschätzung: Der Kollege oder die Kollegin meint nämlich immer zu wissen, dass Sinologen eben „nur“ die Sprache können und so viel Zeit mit dieser Sprache verbringen, dass sie weder über das Land, aus dem sie kommen, noch über die Dinge, die außerhalb Chinas wissenschaftlich diskutiert werden, etwas wissen. Die klassische Sinologie kann mit diesem Bild noch zu Recht kommen. Sie hat es wirklich mit oft schwierigen Texten zu tun und nennt ihre Methode schlicht „philologisch“. Wenn aber in unserem Gemischtwarenladen die Philologie der klassischen Sinologie einfach auf die Erforschung des gegenwärtigen China ausgeweitet wird, wird die Suppe dünn: Weder kann sie mit den modernen Philologien mithalten, die sich in Sprach- und Literatur, neuerdings auch Kulturwissenschaft aufgeteilt haben; noch kann sie den Sozialwissenschaften

das Wasser reichen. Die moderne Sinologie als Fortsetzung der klassischen Sinologie mit anderen Texten ist langweilig, methodisch defizitär, kurz: überflüssig.

Schon 1968 meinte Herbert Franke, die Sinologie sei nun so weit entwickelt, dass sie in eine Phase der Spezialisierung ginge. Die Universität Bochum, seit 1963 auch mit einem Institut bzw. einer Fakultät für Ostasienwissenschaften ausgestattet, schien zunächst das Fach auch in dieser Richtung zu entwickeln. Bodo Wiethoff, seit 1977 Professor für Geschichte Chinas in Bochum, prägte das Wort von der gegenwartsbezogenen China-Forschung und vertrat in seinen Lehrveranstaltungen die Auffassung, dass jede Forschung zu China, auch die zum so genannten alten China, über die Gegenwart zu laufen habe. Nur über die Gegenwart könne von Europa aus ein Bezug zur chinesischen Geschichte hergestellt werden. Jeder Versuch, von der Gegenwart in Europa sich direkt in die chinesische Geschichte zu vertiefen, ende nur in einer Selbstbespiegelung. In Wahrheit also brächte diese Forschung keinen neuen Erkenntnisse zum vormodernen China hervor, sondern bestenfalls Selbsterkenntnisse des europäischen Forschers zu seiner oder ihrer eigenen Kultur. Damit hat er den mutigen und von vielen Kollegen abgelehnten Umsturz im Verhältnis von moderner und klassischer Sinologie theoretisch fundiert, praktisch hat er sich jedoch nie durchgesetzt. Zugleich hat Wiethoff sich aber auch dadurch unbeliebt gemacht, dass er im Sinne der Bochumer Gründungsidee die methodische Ausrichtung der Sinologie gefordert und damit die Vorherrschaft der Philologie in Frage gestellt hat. Das Vorbild für das Bochumer Modell der disziplinären Spezialisierung der sinologischen Forschung und Lehre stammt aus den USA und den dort betriebenen *area studies*. Es sieht vor, dass die Forschung über das gegenwärtige China disziplinär verortet ist. Es gibt somit nicht wie in der sinologischen

Tradition Kontinentaleuropas das Bild von einer kulturellen Einheit, die fachlich erfasst und in ihren unterschiedlichen Facetten von ein und derselben Person erforscht und gelehrt wird. Anstelle dessen wird die chinesische Geschichte in der Fakultät für Geschichte angesiedelt, die chinesische Politik in der Politikwissenschaft, die chinesische Literatur in der Literaturwissenschaft. Die Grundannahme dieser Form von Organisation der Chinaforschung ist der Anspruch, dass Theorien und Methoden, die in den jeweiligen Disziplinen entwickelt werden, auf jede Region und jedes Land der Welt anwendbar sind und es deshalb keiner Partikularisierung von Forschung und Lehre zu China geben darf. Die Gegenüberstellung der disziplinär ausgerichteten China Forschung mit der Übertragung der Einheitsvorstellung, welche der Sinologie zu Grunde liegt, zeigt, dass die Vorstellung von der Partikularität der Entwicklung in China an der Wiege der Sinologie steht, während die *area studies* genau diese Partikularität ausklammern und mit dem Universalanspruch der amerikanischen und europäischen Theoriebildungen an die Erforschung Chinas herangehen. Dieses Verhältnis von Universalität und Partikularität der Entwicklungen im gegenwärtigen China ist nach meiner Einschätzung ein weiterer Grund für die Schwierigkeiten, mit der die moderne Chinaforschung konfrontiert ist. Unterwirft sie sich nämlich dem Universalanspruch westlicher Theoriebildung, muß sie die Diskussion über die Partikularität der chinesischen Entwicklung aus den Augen verlieren; betont sie die Partikularität des chinesischen Entwicklungsweges, verliert sie den Anschluß an die westliche Theoriebildung und marginalisiert sich selbst. In der Bochumer Entwicklung zeigt sich das sehr deutlich: Die sozialwissenschaftlich ausgerichteten Lehrstühle Politik und Wirtschaft Ostasiens tendieren zu den entsprechenden Universaldisziplinen und priorisieren die disziplinäre Ausrichtung im Vergleich zu Sprachbeherrschung und Kontextwissen; die

Literatur und Geschichte relativieren den ursprünglich im Vordergrund stehenden Gegenwartsbezug und scheinen sich eher mit dem sinologischen Konzept zu identifizieren. Hier spielt Sprachbeherrschung und kulturelles Kontextwissen eine größere Rolle als die disziplinäre Ausrichtung. Dort wo das Konzept der Einheit der chinesischen Kultur als Gegenstand sinologischer Forschung und Lehre auch für das gegenwärtige China beibehalten wird, wie das z.B. in Wien und Köln passiert, ist dies nicht mehr durch eine Person zu realisieren. In Wahrheit wird also das Fach Sinologie in Unterdisziplinen, in Wien in die Bereiche Geschichte und Gesellschaft, Literatur und Kultur sowie Politik, Ökonomie und Recht unterteilt, von unterschiedlichen Personen gelehrt und von unterschiedlichen Personen erforscht. So bildet sich ein Kompromiß heraus, der sowohl die Einheit und Partikularität beachten als auch den Anschluß an die großen Disziplinen anstreben kann. Das Problem dieser Lösung liegt auf der Hand: Keine Universität im deutschsprachigen Raum leistet sich in der Sinologie so viele Professuren, dass auch nur jeder wichtige Bereich mit einem Lehrstuhl abgedeckt wäre. Die im Vergleich fürstliche Ausstattung in Köln, d.h. eine Professur für Politik und Gesellschaft, eine für Literatur und eine für Recht, wird wohl in Zukunft nicht gehalten werden können. Die Literatur muß in den Gemischtwarenläden einsortiert werden, der dann alles anbietet von den Anfängen der chinesischen Kultur bis in die Gegenwart. Ist also die Einordnung der Forschung zum gegenwärtigen China in die dafür zuständigen Disziplinen wie Wirtschaftswissenschaften, Politikwissenschaften und Soziologie doch die beste Lösung unseres Problems? Die Fachvertreter, soweit sie sich der klassischen Sinologie verpflichtet fühlen, scheinen sich in diese Richtung zu orientieren. Sie befürchten nämlich am meisten, dass das augenblicklich stark entwickelte Interesse an den aktuellen

Vorgängen in der VR China dazu führen könnte, dass die ohnehin knappen Ressourcen nun stärker in die moderne Chinaforschung gehen und die klassische Sinologie ausgehungert wird. Deshalb möchten sie die moderne Chinaforschung von der Erforschung des vormodernen China trennen und in die Obhut der Sozialwissenschaften übergeben. Dort können dann deren Ressourcen aufgebraucht werden, ohne dass die klassische Sinologie davon berührt würde.

Das Nebeneinander einer, wie ich das zu nennen pflege, Feld-Wald- und-Wiesen-Sinologie, welche die philologische Arbeitsweise der klassischen Sinologie auf die Erforschung der aktuellen Fragestellungen überträgt, mit einer klassischen Sinologie, welche die Erforschung des gegenwärtigen China den sozialwissenschaftlichen Disziplinen überlässt, führt nach meiner Beobachtung zu einem Exodus junger Wissenschaftler, die sich mit dem gegenwärtigen China beschäftigen wollen. Diese Konstellation führt aber auch dazu, dass sich in der Öffentlichkeit hartnäckig die Auffassung hält, Studierende der Sinologie hätten trotz jahrelangen Studiums keine Ahnung von der aktuellen Situation in China und wären so weit ab von der Realität des Lebens ausgebildet, dass man sie für keine Aufgabe in den sich vielfältig entwickelnden Beziehungen mit China einsetzen könne. Man lese einmal die Internetdiskussionen unter Sinologiestudierenden im Internet: Die meisten beklagen eine unsichere Zukunft und artikulieren ihre Besorgnis darüber, dass sie das erworbene Wissen und die erworbenen Fähigkeiten nicht beruflich werden zum Einsatz bringen können. Diese Sorgen stehen nach meiner Auffassung in einem eklatanten Gegensatz zu dem an sich wachsenden Bedürfnis aller gesellschaftlichen Bereiche nach Wissen über China. Wie kann es sein, dass junge Menschen, die an sich die Zeichen der Zeit erkannt haben und sich Wissen und Fertigkeiten angeeignet haben, welche der wachsenden Bedeutung Chinas in

der Welt entsprechen, vor allem über mangelnde Berufschancen und eine unsichere Zukunft klagen? In seinen kürzlich veröffentlichten Gesprächen mit Frank Sieren hat Helmut Schmidt sich mehrfach abfällig über die Sinologie geäußert. Er hat sich aber nicht, wie eingangs angesprochen, daran gestoßen, dass die moderne China-Forschung sich allzu oft mit verbrecherischen bis fragwürdigen politischen Kräften in Deutschland verbunden hat. Helmut Schmidt macht sich über die Elfenbeinturm-Wissenschaft lustig, die jahrelang über einige Sentenzen des Konfuzius forscht, sich zu den aktuellen Fragestellungen jedoch nicht äußern kann. Daß er, ansonsten übrigens erstaunlich gut informiert, die Entwicklung in Deutschland und Amerika dabei in einen Topf wirft, zeigt, dass er einem Vorurteil aufsitzt, das ihm wichtig zu sein scheint. Er ist ganz offensichtlich stolz darauf, über ein Wissen zu verfügen, das ihm kein Wissenschaftler streitig machen kann. Seine Haltung zeigt, dass die Entwicklung der modernen China-Forschung in Deutschland mit zwei Tendenzen gleichzeitig zu kämpfen hat: Die klassische Sinologie läßt sie nicht hochkommen, und diejenigen, die außerhalb der Wissenschaft in den Beziehungen zu China aktiv tätig sind, tun so, als gäbe es sie nicht. Weil dem so ist, interessieren sich zwar immer mehr junge Menschen für China und nehmen auch ein Studium der Sinologie auf. Anstatt sich bestärkt zu fühlen, mit diesem Schritt in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen zu sein, befürchten sie mit dem Studium eines marginalisierten Faches sich selbst zu marginalisieren. Ich möchte als Lösung für dieses Dilemma eine selbstbewusste moderne China-Forschung vorschlagen, die ich durchaus moderne Sinologie nennen möchte. Die moderne China-Forschung, so wie ich sie betreibe, versteht sich als eine wissenschaftliche Form der Auseinandersetzung mit China und seiner Entwicklung seit Ende der Kaiserzeit, die als interdisziplinäres Projekt angelegt ist. Sie er-

öffnet die Diskussion mit den methodisch definierten Fächern der Sozialwissenschaften, der Geschichts- und Kulturwissenschaften, um deren oft unhinterfragt universalistisch ausgelegten Theorien am Beispiel Chinas zu überprüfen. Darüber hinaus ist es unsere Aufgabe, neue Theoreme zu entwickeln, welche nicht nur in der Lage sind, die komplexe Entwicklung Chinas im 20. Jahrhundert angemessen zu erklären, sondern auch einen Beitrag zur Weiterentwicklung des theoretischen Repertoires der oben angesprochenen Disziplinen zu leisten. Sollte die Voraussage richtig sein, daß China seine bestimmende Stellung in der Welt wiedererlangen wird, dann kann die Wissenschaft, ohne China hineinzudenken, sich nicht mehr adäquat entwickeln. Aus der Perspektive meines Wissens über China ist jede wissenschaftliche Theorie defizitär, deren Validität nicht auch für China nachgewiesen werden kann, und jede wissenschaftliche Disziplin defizitär, die sich der intellektuellen Herausforderung nicht stellt, China mit zu denken. Wenn diese Überlegung eines Tages selbstverständlich geworden ist, erübrigt sich das Fach Sinologie, denn das Wissen über China ist nicht mehr das exotisch wirkende Spezialwissen einzelner, sondern so weit verbreitet, daß es keiner Spezialisten mehr bedarf, die das Wissen über China in all seinen unterschiedlichen Aspekten verfügbar machen.

Ja, wir brauchen eine moderne Sinologie, allerdings nur als Übergangsform einer gegenwartsbezogenen Chinaforschung, die das Wissen über China aus seiner Exklusivität herausführt und zur Selbstverständlichkeit macht. Wir müssen uns nicht nur an den Theorien der Sozial- und Kulturwissenschaften orientieren, sondern sie auch mit unseren Erkenntnissen zu China auf die Probe stellen. Immer deutlicher zeichnet sich ab, dass in China trotz seiner noch immer herrschenden ökonomischen Unterentwicklung und allen politischen Unterschieden zum Trotz gesellschaftliche Prozesse ablaufen, die ein

Vorspiel sein könnten, auf das, was in einigen Jahren auch in Europa beobachtbar wird; China greift immer aktiver in das Weltgeschehen ein und ist immer mehr in das Weltgeschehen eingebunden. Es ist längst kein Exotikum mehr, sondern mitten unter uns. Deshalb können wir die Welt nicht mehr ohne China verstehen. Chinesen leben in vielen Ländern der Welt, in diesem Sinne ist China nicht nur viele Tausend Kilometer von uns entfernt, sondern auch mitten unter uns. Bisher hat das Fach weitgehend über diesen Umstand hinweggesehen. In Wahrheit liegt hier ein ganz neues und wichtiges Forschungsfeld, das in die Lehre einfließen sollte und zugleich dem Fach eine ganz neue Legitimation verleiht.

Es gibt also viel zu tun, packen wir es an, und gehen wir offensiv mit unserem Wissen und unseren Fähigkeiten um. Die klassischen Sinologen sollten wissen, dass ihre Abwehr gegen eine moderne China-Forschung als Teil der Sinologie nur die Haltungen perpetuiert, die ich oben im Zusammenhang von Helmut Schmidts Äußerungen referierte. Andererseits muß die moderne China-Forschung sich jedoch von der philologisch orientierten klassischen Sinologie trennen, damit sie sich in die Diskussion einbringen kann, die alle an gegenwärtigen Fragestellungen orientierten Wissenschaften führen, auch wenn in der nächsten Stufe der Entwicklung dies dazu führen sollte, dass es die moderne Sinologie als Fach nicht mehr gibt und die Erforschung des gegenwärtigen China in die sozial- und kulturwissenschaftliche Disziplinen integriert ist.

Selbst wenn die Auseinandersetzung mit dem modernen China in Zukunft keines eigenen Faches mehr bedarf, sollte die Idee der Sinologie, die chinesische Kultur in ihrer Einheit begreifen zu wollen, nicht völlig aufgegeben werden. Die universitäre Lehre, die Spracherwerb mit einem Grundlagenwissen über China verbindet, bildet eine vielfach bewährte hervorragende Grundlage sowohl

für eine spätere Berufstätigkeit außerhalb der Universität als auch für die Forschung innerhalb der Universität. Dabei bietet sie für die berufliche Praxis ein kaum überbietbares, interkulturelles Training, für die Forschung die Einbettung in einen groß aufgefächerten Kontext, der die Zahl der blinden Flecke reduziert und zugleich vor Fehlern aus Unkenntnis bewahrt. Daß ein solches Studium aber nicht „5000 Jahre chinesische Geschichte“ umfassen kann, sondern schwerpunktmäßig das vormoderne oder das moderne China erfassen sollte, versteht sich von selbst. Unser Wissen über China ist im Zuge des 20. Jahrhunderts so gewachsen, daß die China bezogenen Studiengänge diesem Umstand Rechnung tragen und sich damit endgültig von dem Modell „Sprachunterricht plus Landeskunde“ verabschieden sollten. ■

Vortrag im Rahmen des „Marburger China-Kolloquiums“ an der Universität Marburg am 1. 2. 2008.

Susanne Weigelin-Schwiedrzik ist Universitätsprofessorin für Sinologie am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien.

Der Phönix in den Bergen von Lucas Göpfert

Fenghuang, wörtlich übersetzt „Phönix“, befindet sich im gleichnamigen Kreis innerhalb des Autonomen Minderheitenbezirkes der Tujia und Miao, Xiangxi, im Nordwesten Hunans und wird vom Tuo-Fluss durchströmt. 2001 wurde Fenghuang zu einer der Geschichts- und Kulturstädte Chinas erklärt und war Wirkungs- und Herkunftsort einiger wichtigerer Persönlichkeiten in der jüngeren Geschichte Chinas – unter anderem der Warlord Chen Quzhen (der „König Xiangxi's“), der Schriftsteller Shen Congwen („Die Grenzstadt“) und Xiong Xiling, Premierminister der jungen chinesischen Republik von 1913 bis 1914.



Nach einer 2½ stündigen Hochgeschwindigkeits-Busfahrt durch die Serpentina der Berge Hunans, bei welcher der heißlaufende Busmotor mit einem enormen Extra - Wassertank im hinteren Bereich des Busses gekühlt werden musste, erreichten wir schließlich das Städtchen Fenghuang. Fenghuang selbst unterteilt sich in eine „Neustadt“, die sich kaum von anderen, kleineren chinesischen Städten unterscheidet, und der Altstadt mit den z.T. noch historischen Gebäuden und ihren Pfahlbauten, malerisch

entlang des Flusses gelegen. Der erste Eindruck der engen Gässchen zwischen den Häusern war recht positiv. Gerade die überall an langen Leinen, Bambusstäben oder gar Kleiderhaken trocknenden Chili-Schoten mit ihrem tiefen Rot boten, im Kontrast zu den meist grauen Wänden, einen schönen Anblick. Einziger Dorn im Auge war die Tatsache, dass sich die Stadt völlig an den steten Zustrom an Touristen angepasst hatte und sämtliche Häuser fast ausschließlich zu Restaurants, kleinen Lädchen, Herbergen und unzähligen Bars ausgebaut worden waren. Von unserer Unterkunft aus konnten wir dann ein immer wiederkehrendes Schauspiel auf dem Fluss beobachten – sobald eines der länglichen Ruderboote mit Touristen an Bord auf Sichtweite kam, stieß auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses ein kleineres Boot mit einem Ruderer und einer in grellfarbigen Minderheitentracht gekleideten Statistin ab, um den Besuchern zur Begrüßung eine Darbietung heimischer Gesangkunst zu geben. Die Frequenz dieser kurzen Vorführungen nahm im Laufe der Tage immer weiter zu.



Als erstes stand ein Ausflug zu einem kleinen Bergdorf der Miao-Minderheit auf unserem Programm. Im Umkreis der Stadt Fenghuang befinden sich zahlreiche dieser Orte, und für fast alle von ihnen werden Gruppentouren inklusive Führung angeboten. Wiederum stand eine Busfahrt durch Serpentinaen, doch diesmal ging die Fahrt durch einige Marktstellen und entlang vieler Terrassenfelder nur eine knappe Stunde. Am Zielort angekommen wohnen wir einer leicht verklärten, aber kurzen Begrüßung mit Gesangsaufführung inklusive Begrüßungsschnaps bei, bevor wir das Dorftor passieren konnten. Das miao-zhai, wörtlich übersetzt „Miao-Feste“, lag, wie an den Hang des kleinen Berges gesetzt, vor uns. Auch wenn (neben dem in weiß gepinselten Slogan „Die Landwirtschaft lernt von Dazhai“ von 1964) zwei, drei Gebäude moderner chinesischer Bauart aus dem Gesamtbild hervorstachen, waren die meisten Häuser doch noch in alter Form aus grauen, geschichteten Steinen ohne jeden Mörtel errichtet worden. Die Wege zwischen den relativ hohen Häusern waren ebenso wie diese komplett aus grauem Stein gefertigt. Die erste Überraschung war einen 4 Ferkel, die wie selbstverständlich hinter dem „Mutterschwein“ durch die leeren Wege tappten, ohne von uns zu große Notiz zu nehmen. Der Vorgang sollte sich, zu meiner Freude, später ähnlich wiederholen, als zwei führerlose Wasserbüffel unseren Weg kreuzten und dabei, vorbildlich, auf der linken Seite an uns vorbeitrabten.

Die Besichtigung der einzelnen Wohnhäuser brachte mich in einen kleinen inneren Konflikt – hatte ich einerseits natürlich gerade danach gesucht, anstelle von idealisierten Nachbauten originale Gebäude zu Gesicht zu bekommen, empfand ich nun ein gewisses Unbehagen, in den Wohnraum der Dorfbewohner wortwörtlich „einzufallen“ und in den zumeist sehr ärmlichen Hütten umherzulaufen. Die Auskunft unserer Reiseführerin, die jeweiligen Bewohner seien gerade auf dem Feld arbeiten,



ließ meine Beklemmung noch wachsen. Nachdem wir das Dorf durchquert hatten, begaben wir uns zu den Terrassenfeldanlagen in den kleinen Tälern auf der Rückseite der Miao-Feste, auf denen vor allem Trockenreis, Mais und Chili angebaut wurde. Die kurze Wanderung auf den Wegen zwischen den Terrassen endete schließlich in einem Tal, in dessen Grund sich ein winziger See befand. Zu unserem Erstaunen waren dort 3 kleine Bambusfloße sowie eine Seil- und eine Abenteuerbrücke zu sehen. Nach Rücksprache mit der Reiseführerin, die unseren Wunsch nicht nachvollziehen konnte, blieben wir auf einem Aussichtspunkt zurück, und während der Rest der Gruppe sich mit Floßstaksen und Klettern amüsierte, genossen wir den Ausblick in die benachbarten Täler und auf das Auf und Ab der terrassierten Berge, bis sich die übrigen Teilnehmer wieder eingefunden hatten und den Minibus nach Fenghuang bestiegen.

Am darauf folgenden Tag entschieden wir, das Umland auf eigene Faust zu erkunden. Die

Aussage der Touristenbüros, Ausflüge ohne Reisegruppen und Spezialbusse seien aus Organisations- und Sicherheitsgründen nicht möglich, reduzierte die Auswahl erheblich. Wir entschlossen uns, einfach den erstbesten öffentlichen Bus zu nehmen und in Richtung Westen zu fahren – in ca. 20 km Entfernungen befand sich die Südliche Mauer, die auch als Miaojiang – Grenzwall bezeichnet wird und während der Ming als Schutz gegen die Minderheiten in diesem Gebiet errichtet worden war. Auf dem Weg konnten wir immer wieder beobachten, wie geernteter Reis gedroschen oder zusammen mit Chili auf dem Asphalt der Straße zum Trocken ausgelegt wurde. Kurz hinter der südlichen Mauer sollten wir dann Huangsiqiao erreichen, eine als alte Festungsstadt angepriesene kleine Ansammlung von Häusern, für deren Besichtigung 88 Yuan verlangt wurden. Nach harten Verhandlungen, bei denen wir uns mit zwei jungen Frauen aus Changsha zusammentaten, erhielten wir vier Eintrittskarten für 80 Yuan, wobei uns schnell klar wurde, dass auch das noch erheblich übertrieben war – innerhalb der Stadtmauern war, von wenigen verfallenen Häusern abgesehen, nichts historisches oder gar sehenswertes zu begutachten. Während einer Unterhaltung mit einem ortsansässigen Souvenirhändler wurde uns aber dann erklärt, daß sich die relativ schlechte Verfassung aus einer verwirrenden Aufteilung der Zuständigkeiten ergeben hatte: Nachdem etwa der chinesische Denkmalschutz die Stadtmauer zu einer nationalen historischen Anlage erklärt hatte, wurde zu deren Schutz jedweder nicht fachmännischer Eingriff an der Mauer untersagt. Da aber gleichzeitig auch keine Gelder zur Instandsetzung eintrafen, verfiel die ohnehin schon angegriffene Bausubstanz immer weiter.

Etwas vergrämt verließen wir diesen Ort. Der Bus für den Rückweg nach Fenghuang fuhr in einem nahe gelegenen Marktflöckchen namens Alazhen, in dem zu diesem Zeitpunkt gerade

der Ganji, der Wochenmarkt, abgehalten wurde. Der Anblick dieses Marktes mit seinem lebendigem Trubel und der regen Betriebssamkeit entschädigte uns vollkommen für die Enttäuschung in Huangsiqiao. Alte Frauen in ihren (diesmal originalen und weitaus schlichteren) Trachten boten auf der Straße Yams, Walnüsse und wilden Bambus an, Gänse, Hühner und sogar Ferkel wurden in Bambustragekörben auf der einzigen großen und asphaltierten Straße hin und her geschleppt, durch die hin und wieder ein Wasserbüffel geführt wurde. Daneben gab es auch eine verblüffend große Auswahl an unterschiedlichen Formen von handgemachten Besen sowie die typischen, in länglicher Form eckig aufgerollten Stoffe. Alles in allem also eine authentische und interessante Erfahrung.

Die größte Überraschung war die ziemliche Teilnahmslosigkeit, mit der ich als Ausländer wahrgenommen bzw. eben gerade nicht wahrgenommen wurde – was nicht nur mich, sondern auch unsere Begleiter aus Changsha etwas irritierte. Und selbst während der Rückfahrt in dem, original, völlig überfüllten Bus (inklusive Hühnern im Korb) fiel nicht ein Mal das inzwischen doch so vertraute „Laowai“. Weder im städtischen noch im ländlichen China war ich je so wenig aufgefallen wie hier, in einem Marktflecken mit etwa 4.500 Einwohnern in dieser relativ abgeschiedenen Bergregion Hunans. Gerade diese Erfahrung war es auch, die neben den wunderschönen Landschaften mein Bild vom Aufenthalt in Fenghuang positiv prägte und die die kleinen Unannehmlichkeiten überdeckte, welche mit der Anpassung dieser Region an den Tourismus einhergehen. ■

Lucas Göpfert studiert Sinologie, Germanistik und Ethnologie an der Universität Leipzig.

Im Gespräch mit Ha Jin

„Mao war kein Vorbild für mich!“

Herr Ha, Sie sind als Jugendlicher zur Volksbefreiungsarmee gegangen. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?

Spontan erinnere ich mich daran, dass es in der Armee im Grunde keine Bücher gab. Wir hatten offiziell nur ein Buch, das waren die Gesammelten Werke von Mao Zedong. Wobei, eigentlich gab es zwei Bücher: eins war die kleine Rote Bibel mit den Zitaten und das andere war ein größeres, ausführlicheres rotes Buch von Mao. Es gab also zwei rote Bücher.

Sie sind mit 14 Jahren in die Armee eingetreten. Freiwillig? Warum?

Ja, ich bin freiwillig gegangen. Als ich zur Armee ging, tobte ja die Kulturrevolution. Die heiße Phase war zwar schon vorbei, trotzdem war das Leben damals sehr hart. Die Schulen waren geschlossen. Die Jugend wurde aufs Land verschickt und sollte von den Bauern lernen. Und wenn Sie bedenken, wie die Bauern damals lebten, war die Armee im Vergleich die bessere Wahl.

Das kleinere Übel sozusagen?

Richtig. Die Bauern lebten damals ja noch wie im Mittelalter. Verglichen mit deren Situationen und verglichen mit anderen Lebenswegen während der Kulturrevolution war die Armee das kleinere Übel.

Wie hat diese Zeit Ihre Jugend und Ihr späteres Leben beeinflusst?

Diese Zeit hat mir die Augen geöffnet. Ich erinnere mich immer noch an meine Kameraden von damals. Ich erinnere mich heute noch

stellt. Da gab es genug Nahrungsmittel, manchmal sogar Fleisch. Aber das Klima und die Lebensbedingungen waren auch da noch sehr rau. Im ersten Winter war die Situation sehr angespannt. Wir waren vielleicht 15-20 Kilometer von der russischen Grenze entfernt. Bei gutem Wetter konnten wir die Schatten der russischen Wachtürme sehen. Bei einem Zwischenfall wären wir in 20 Minuten an der Grenze gewesen. Manchmal durften wir uns nachts nicht ausziehen, wir sollten bereit sein.

Wie war es für einen Jugendlichen in der Volksbefreiungsarmee? Hatten Sie Angst oder war es auch interessant?

Es war beides. Auf der einen Seite war es natürlich sehr aufregend. Ich war jung und habe viele Sachen einfach noch nicht verstanden. Vieles war neu und aufregend. Der negative Teil war die Angst.

Wovor hatten Sie Angst?

Es war klar, dass wir an der Grenze hätte kämpfen müssen und dabei auch hätten sterben können. Den meisten Soldaten war das durchaus bewusst. Wenn etwas passiert wäre, wäre das Pech gewesen. Wir nahmen das mit einem gewissen Fatalismus hin. Aber man wäre für sein Land gestorben, so verstanden wir das damals.

Die Möglichkeit zu sterben, war Ihnen bewusst?

Ja, das war uns bewusst. Allerdings hatten wir die größte Angst davor, in Gefangenschaft zu geraten. Wenn man vom Feind gefangen genommen worden wäre, das wäre wirklich hart geworden. Die chinesische Armee erlaubte es nicht, sie toleriert keine Soldaten, die in Gefangenschaft gehen. Man kann nicht als Held zurückkehren wie im Westen. Davor hatten wir die meiste Angst.

daran, wie sie lebten und was sie in ihrem Leben durchgemacht hatten. Diese Erinnerungen prägen mich bis heute.

Woran erinnern Sie sich konkret, wenn Sie an Ihre Kameraden zurückdenken?

Ich habe zwar ihre Namen vergessen, aber ich habe noch einige der Gesichter und die damit verbunden Geschichten vor mir. Viele von ihnen waren sehr klug und fähig, aber sie hatten in der damaligen Zeit keine Möglichkeiten, dies umzusetzen. Sie waren in diesem sehr einfachen Leben gestrandet. Diese Eindrücke habe ich verinnerlicht. Verglichen mit ihnen hatte ich viel mehr Glück.

Ihre Armeezeit beeinflusst Sie also auch heute noch?

Diese Zeit beeinflusst mich heute nicht mehr direkt. Aber die Erinnerung daran ist noch da und gibt mir so eine andere Perspektive, einen anderen Blick auf das Leben.

Sie waren an der Grenze zur ehemaligen Sowjetunion stationiert. Wie muss man sich das Armeeleben damals vorstellen?

Die ersten Monate im Winter 1969 waren sehr schwer. Unsere Kompanie wurde neu gebildet, deshalb waren wir nicht auf den Winter vorbereitet und es fehlte vor allem am Essen. Diese Anfangszeit war wirklich hart.

Wie ging es nach den ersten Monaten weiter?

Wir wurden auf verschiedene Regimenter aufgeteilt. Meine neue Kompanie gab es schon länger, dort war man auf den Winter einge-

Wie würden Sie den jungen Ha Jin heute beschreiben? Hatte er Träume?

Das ist schwer zu sagen, da die Zeit damals so vollkommen anders war als heute. Im ersten Jahr ging es nur um einen möglichen Krieg mit Russland. Alle Gedanken drehten sich nur darum. Aber diese unmittelbare Gefahr war nach einem halben oder dreiviertel Jahr vorbei. Als der Sommer kam, beruhigte sich die Situation und wir merkten, dass es doch keinen Krieg geben würde. Im Sommer 1970 konnte man spüren, dass die Dinge friedlicher wurden. Und so stand für uns die Frage im Raum: was machst Du im Frieden?

Und was wollte der junge Ha Jin?

Ich war damals 15, knapp 16 vielleicht. Ich hatte den unbedingten Wunsch, auf eine Hochschule zu gehen. Aber die Universitäten waren ja damals geschlossen. Aber das war mein großer Wunsch, die ganze Zeit über.

Die Universitäten waren geschlossen bis 1976.

Ja, bis 1976, 1977. Vorher waren die Universitäten jahrelang zu. Einige wenige Hochschulen waren zwar offen, aber nur für Arbeiter und Bauernstudenten. Man wurde ausgewählt, um auf diese Hochschulen gehen zu können. Oder man brauchte Beziehungen, musste die richtigen Leute kennen.

Im Zusammenhang mit der Kulturrevolution ist oft die Rede von der „Verlorenen Generation“. Zählen Sie sich dazu?

Viele Leute aus meiner Generation waren in gewisser Weise verloren. Aber es gab durchaus einige, die eine Chance bekamen und diese nutzen. Viele schafften es 1977 mit Anfang 20 an die Hochschulen zu gehen. Einige Leute aus meiner Generation haben also „überlebt“. Meiner Ansicht nach handelt es sich bei der

wirklichen „verlorenen Generation“ um die Generation vor mir. Die Leute, die zu Beginn der Kulturrevolution in ihren 20ern und somit in ihren besten Jahren waren. Die würde ich als die eigentlich „verlorenen Generation“ bezeichnen. Sie konnten ihrer Arbeit jahrelang nicht mehr nachgehen und hatten hinterher keine Chance mehr. Ich würde sagen, dass diese Generation – mit nur sehr, sehr wenigen Ausnahmen – ruiniert wurde.

Würden Sie im Rückblick sagen, dass die Armee ihnen ihre Jugend genommen hat?

Nein, das ist die falsche Frage. Ich bin ja freiwillig gegangen. Ich hab es wohl eher so gesehen, dass ich da Zeit verbracht habe. Aber nachdem ich die Armee verlassen hatte, wurde mir bewusst, dass es Verschwendung war. Da dachte ich mir, was für eine Verschwendung an Zeit und Energie. Aber im Vergleich zu anderen Leuten ging das alles noch, die verschwendeten ihre Zeit auf viel schlimmere Art und Weise.

Was wussten Sie damals von der Welt, was wussten Sie von Ihrem Land?

Wir wussten nur sehr, sehr wenig. Es gab lediglich eine kleine Militärzeitung, herausgegeben von der Garnison. Die bestimmte unsere Weltsicht, die somit sehr beschränkt und klein war. Aber unter unseren Kameraden gab es einige, die aus Familien von Offiziellen stammten und die wussten etwas mehr als wir. Sie erzählten uns, welches Essen die amerikanischen Soldaten hatten, sie sprachen über andere Waffen, darüber, wie andere Armeen waren.

Wie haben Sie sich informiert?

Insgesamt konnten wir uns nur sehr schlecht informieren. Und die Informationen, die wir hatten, wurden mündlich verbreitet, nicht durch Zeitungen. Allerdings habe ich mit 17

angefangen, bewusst zu lesen.

Am Anfang haben Sie gesagt, dass es nur die Bücher von Mao gab. Was haben Sie gelesen, immer nur die Kleine Rote Bibel?

Nein. In meinem zweiten, dritten Jahr meiner Armeezeit wurden einige klassische Romane wieder gedruckt. Aber die konnte ich nicht lesen, da sie in der alten Schrift waren. So begann ich zunächst, die Wörter zu lernen. Im Grunde habe ich zunächst das Wörterbuch gelesen.

Welche Klassiker wurden gedruckt? Konfuzius war doch verboten?

Nein, nicht Konfuzius, er war verboten. Die Drei Reiche, Die Reise in den Westen, so etwas. Aber zuerst musste ich eben das Wörterbuch studieren, um diese Bücher lesen zu können.

War Ihnen damals auch schon klar, dass Sie schreiben werden?

Nein, zu dieser Zeit noch nicht. Ich wusste nur, dass ich zur Universität gehen wollte, aber was ich danach tun wollte, war mir noch nicht klar. Aber mir war klar, dass man in Friedenszeiten eine Ausbildung braucht, denn ansonsten kann man nicht überleben.

Ein Punkt wenn es um Jugend geht, sind Vorbilder. Wie war das bei Ihnen? Wer waren Ihre Vorbilder? Sie erwähnten Mao, wie war es mit Lei Feng (er lacht schallend!)?

Also Lei Feng oder Mao waren keine Vorbilder für mich. Das Prinzip Vorbild funktioniert nur, wenn man Kontakt mit den Menschen hat und das war bei denen nicht der Fall. Ich hatte in diesem Sinne wohl keine Vorbilder. Ich war sehr beeinflusst durch den russischen Schriftsteller Maxim Gorki und seinem Roman „Meine Universitäten“. Er war nicht verboten, er galt als revolutionärer Schriftsteller. Einige

seiner Bücher zirkulierten unter den Soldaten. Auf einen seiner Romane, „Meine Universitäten“, stieß ich durch Zufall. Gorki selbst hatte nie eine Universität besucht, aber er kam herum und war unterwegs, das war seine Universität. Das war ein Teil von Bildung für mich, aber auch für viele andere junge Menschen zur damaligen Zeit.

Wie schätzen Sie als Literat das kleine Rote Buch heute ein? Es erscheint einem heute recht einfach.

Vollkommen richtig, sehr einfach und simpel. Viele der Soldaten konnten ja nicht einmal das verstehen, weil sie nicht lesen konnten. Später mussten wir Marx lesen, und Lenin und Feuerbach und Engels. All das mussten wir lesen, das war Teil unserer Ausbildung. Es war wichtig, diese Texte zu lesen. Man musste sie kennen, um darüber sprechen zu können. Damit auch die anderen nicht sagen konnten, man kapsele sich ab, sei was Besseres, habe andere Gedanken. Man musste zeigen, dass man über diese Dinge Bescheid wusste. Das meiste habe ich zwar nicht gelesen, aber zumindest so viel, dass ich mitreden konnte.

Wie sehen Sie die heutige Jugend? Gibt es universelle Merkmale von Jugend?

Ja, natürlich. Ich glaube, Sehnsüchte zu haben, ist ein universeller Aspekt von Jugend. Natürlich hat jeder seine Träume. Diese werden durch das jeweilige Umfeld und die daraus resultierenden Grenzen definiert. Dadurch gibt es natürlich Unterschiede. Aber die Tatsache, dass jugendliche Sehnsüchte und Wünsche, die gilt überall. Insgesamt glaube ich, dass es heute viele Ähnlichkeiten gibt zwischen der chinesischen und amerikanischen Jugend gibt. Alles in allem hat die chinesische Jugend heute eine gute Zeit. Natürlich gibt es viele, denen es auch heute noch schlecht geht, aber im Vergleich zu uns haben die meisten chinesischen Jugendlichen eine gute Zeit. Aus

der Ferne betrachtet scheint mir die chinesische Jugend heute sehr westlich zu sein. Alle haben ihre Handys, werden immer individueller.

Das sind doch auch alles Kleine Kaiser, oder?

Richtig, viele werden zu Kleinen Kaisern erzogen. Man kümmert sich mehr um die Kinder, vielleicht auch manchmal zu viel. Insgesamt geht es dem Land sehr viel besser als damals, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht. Somit geht es auch den Kindern und Jugendlichen besser und sie haben viel mehr Möglichkeiten. Auf der anderen Seite gibt es auch nicht mehr diesen unbedingten Willen und Hunger, den es in meiner Generation gab. Also Hunger im übertragenen Sinne: heute gibt es viele Dinge einfach so. Bei uns damals gab es manchmal nur ein Buch für viele Leute und jeder wollte es lesen, so musste man es sofort auslesen in ein paar Tagen.

Wären Sie heute gern noch einmal 17?

Das wäre nicht schlecht, keine Frage. Heute hat man eine normale Kindheit und normale Jugend. Auf der anderen Seite hat mich meine Jugend geprägt und mich zu dem gemacht, der ich heute bin, ein Schriftsteller. Wobei ich allerdings zunächst nie geplant hatte, zu schreiben.

Wann haben Sie eigentlich begonnen zu schreiben?

In der Armee haben wir zu Propagandazwecken immer geschrieben. Man musste schreiben, um seine politischen Fortschritte und Fortschrittlichkeit zu beweisen. Nach meiner Armeezeit wollte ich zunächst Übersetzer werden. Aber als ich dann in die Staaten ging und nicht mehr nach China zurückkonnte, musste ich etwas anderes tun. Ich fand erst keinen richtigen Job und so musste ich mich etwas umorientieren. Da begann ich zu schreiben.

Sie sind 1985 in die USA gegangen. Hatten Sie vor, nach China zurückzukehren?

Ja.

Aber dann kam 1989?

Dann passierte das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens und das änderte alles.

Vielen Dank Herr Ha Jin!

Das Interview führte Falk Hartig.
(Berlin, 12. November 2008)



Ha Jin (Jin Xuefei) wurde 1956 in der nordchinesischen Stadt Jinzhou geboren. Er verließ China 1985 und immigrierte in die USA. Er ist heute Professor für englische Literatur an der Boston University und lebt mit seiner Familie in der Nähe von Boston. Seine ersten Romane und Erzählungen spielen im China zwischen der Kulturrevolution und der Gegenwart. Im Oktober 2008 erschien mit „A Free Life“ Ha Jins erster Roman, der in den USA spielt. Im Herbst 2008 war Ha Fellow der American Academy in Berlin.

China in China, China in Europa und andersrum

von Anja Goette



Meine Studienfächer waren Sinologie und Kulturwissenschaften. Und vor ziemlich genau zehn Jahren versuchte ich mich mehr schlecht als recht zum ersten Mal im alten Seminargebäude der Uni Leipzig in der Imitation von tonalen Unterschieden à la ma, má, ma, mà, ma.

Die Kulturwissenschaften als Studienwahl wurden vom Außenstehenden zu der Zeit schon nicht mehr ganz so oft hinterfragt – nun gut, nun schön, interessant, gesunder nützlicher Allround-Dilettantismus mit methodischem Potpourri. Aber wie kommt man gerade auf Chinesisch, was hat Dich schon immer an China fasziniert? etc. pp. Man kann ja viele Geschichten in vielen Varianten erzählen, um in der jeweiligen Situation das gewünschte Kompaktformat an Antwort zu liefern – anfangs tut man dies auch gerne für sich selbst, später wohl mehr mit dem Ziel, zum eigentlichen Gespräch zurück zu finden. Und zumindest das sei aus meiner Erfahrung mit dem Etikett „Sinologie“ hier klar deklariert:

Denkt Euch schöne, gerne immer neue Variationen der Geschichten aus – damit's Euch selbst nicht irgendwann zu den Ohren raus hängt und wahr sind sie ja alle irgendwie. Denn eins steht fest, ihr werdet oft gefragt und das wird auch in zehn Jahren noch so sein, und ihr erfahrt an den Reaktionen Eures jeweiligen Gegenübers recht viel darüber, welche Fragen denjenigen selbst gerade so umtreiben.

Zum Sinologiestudium führte mich de facto vor allem das Interesse am Unbekannten, der Reiz am Fremden, das Internationale – oder anders gesagt, es hätte mich genauso gut auch zur Biochemie, ans Literaturinstitut, in Richtung Wirtschaftspolitik oder in die Abteilung Logik und Wissenschaftstheorie verschlagen können, die Überlegungen gab's in der Tat. Nach einem High-School-Jahr in Québec, dem Abitur in Dresden, einigen Monaten des Arbeitens und vor allem Lebens in Paris und Rom sollte das anstehende Studium vor allem fordernd genug sein, um es nicht nur „irgendwie nebenbei“ absolvieren zu können – und dieses Kriterium hat die Sinologie allemal erfüllt. Selbst noch nach einigen Jahren Studium war es mir völlig unklar, wie man als Nicht-Chinese jemals einen chinesischsprachigen Text ohne qualvollstes Zeichenfür-Zeichen-vortasten lesen können sollte – aber irgendwie schafften es ja diejenigen, die schon länger dabei waren und irgendwann ging es dann tatsächlich (aber nicht mit allen Texten...).

Nach dem ersten Jahr waren ma, má, ma, mà, ma mit Bedeutungen besetzt und mehr als nur ein reizvoller grafischer Teppich und ich flog mit einer Freundin, begleitet von Lonely Planet, Marcel Granet und ich glaube

„Der Entdeckung der Langsamkeit“ mit Am-Billigsten-Aeroflot und Zwischenstopp in Moskau zum ersten Mal nach Peking. Die weitere Reise (die „Große Route“) führte nach Datong, zum Wutai Shan, nach Taiyuan, Xi'an, Chengdu, Leshan usw. und brachte eine Idee der Größe des Landes, der immensen Unterschiede von Stadt und Land, viele Begegnungen, Fragen, Spaß, Verwirrungen, Erklärungen, Erkenntnisse und Irritationen – willkommen in der Arbeitsmaterie CHINA. Aus diesem Grund kann ich es nur wärmstens empfehlen, vor einem kompletten Studienjahr in China schon einmal „vor Ort“ gewesen zu sein, um sich dann auch wirklich auf Studienort und Sprachstudium einlassen zu können und nicht nur geplättet ob all der neuen Eindrücke im Kleinst-Kosmos von Uni und gelegentlichen Ausflügen die Zeit verstreifen zu lassen. Denn ja, trotz aller überschäumender Stories und nun schon nicht mehr ganz so fremder Bilder und spannender Berichte, die Zeit kann zuweilen gähnend langweilig sein – auch das ist ein Teil der China-Erfahrungen der Meisten, der interessanterweise oft in Vergessenheit gerät (schön zu diesem Thema ist Guy Delisle Comic „Shenzhen“, was mir gerade beim Umzug wieder in die Hände fiel).

Ich habe mich mit dem DAAD-Stipendium für die ZhongDà in Guangzhou entschieden – ausschlaggebend dafür war neben dem warmen Klima, dass ich in einer der Metropolen leben wollte und im Vergleich zu Peking und Shanghai nur wenige westliche Studenten im fernen Süden des Reiches landen. Und das Gute an der Zhongshan University ist auch, dass sie viele Huáqǎo und Huáyì zum Studium anzieht, d.h. es herrscht eine rege Auseinandersetzung zwischen VR-Chinesen und im Ausland aufgewachsenen chinesisch-stämmigen Kommilitonen, wobei dem Dutzend Nicht-Huáyì-Aliens auch nicht die andernorts gelegentlich übermäßige Bedeutung beige-messen wird – und das schließt bestimmte Klischee-Diskussionen und Argumentationen

um CHINA, DIE CHINESEN UND DIE WELT AN SICH von vornherein aus. Und außerdem sei gesagt: Man kann in Guangzhou Putonghua aka Guóyǔ aka Huáyǔ lernen. Das Gute daran ist, dass man gleichzeitig eine relativ hohe Toleranzschwelle für Dialekte entwickelt und mit regionalen Spracheinfärbungen umzugehen lernt; die dabei etwas vernachlässigte Treffsicherheit hat sich zumindest nach meinen Erfahrungen im Weiteren als nicht allentscheidend erwiesen. Kanton ist außerdem ein guter Ort, um wirklich in chinesisches rěnhào einzutauchen, ein paar Brocken Kantonesisch aufzuschnappen und nicht zu vergessen, die kantonische Küche, die ist in ihrer Finesse und Experimentierfreude sprichwörtlich phantastisch.

Ich habe mich bereits vor und während des Studiums mit Film und Literatur beschäftigt, in Theatern, Museen und anderen Kultureinrichtungen gearbeitet und habe diesem Feld mit der Zeit die „China-Komponente“ hinzugefügt. Das hört sich so kurz gefasst sehr logisch und simpel an, brauchte aber auch seine Zeit, in der dieses vage, weite „Berufsfeld“ auch nicht klar umrissen war – und das ist im besten Sinne noch immer so. Vieles ist möglich, um im Studium z.B. auch den nötigen Abstand zur Kulturbranche zu bekommen, habe ich u.a. ein halbes Jahr im Beijing Liaison Office für die Sächsische Wirtschaftsförderung ein Praktikum gemacht. Was sich bei einem Sinologie-Studium auf eigentlich jede erdenkliche Ausrichtung der eigenen Interessen übertragen ließe – sich die Punkte herausuchen, die für einen selbst Sinn machen und sie Schritt für Schritt weiterverfolgen, auch in der Arbeit mit China – mit Spaß bei der jeweiligen Sache sein und eben nicht die Geduld verlieren. In meinem Fall brachten während des Studiums vor allem Projektverträge für Festivals, wie den Asien-Pazifik-Wochen, und für Institutionen, wie dem Haus der Kulturen der Welt, wirklich inspirierenden Austausch mit

chinesischen und westlichen Kulturschaffenden ebenso wie mit anderen Chinawissenschaftlern und somit die Basis für ein Netzwerk, auf das ich immer wieder zurückkomme. Inklusive Sprach- und Dolmetsch-/Übersetzungstraining (was oft mehr eine obskure Mischung aus Fachkenntnis, Erfahrung und Intuition denn pures Vokabelwissen war), z.B. in Form von nächtelangen Arbeitsproben um den Einsatz von Seilzügen, Licht- und Tontechnik mit Regisseur Lin Zhaohua und dem Team des Experimental Theater Beijing oder bei der Künstlerbetreuung inklusive Berliner Sightseeing und Shoppingtouren mit Mo Yan, Gao Xingjian, Yu Hua, Zhang Jie und vielen anderen. Beim Project Management der World Choir Games in Xiamen erschlossen sich dann später noch die kleinen feinen Unterschiede zwischen *touyingyi* und *touyingji* – dem Beamer und dem Overhead-Projektor, war es so, oder doch nicht, doch! Manches ist nützlich, anderes weniger – aber Schaden tut's dennoch selten.

Die Leipziger Sprachausbildung ist im Vergleich zu anderen Unis intensiver und sehr gut aufgebaut. Und irgendwann waren dann auch die letzten Prüfungen absolviert – wie es ein vorangegangener Alumni-Bericht bereits schön auf den Punkt gebracht hat: Was ihr auf jeden Fall als Guthaben daraus zieht, ist die allgemeine Anerkennung, dass man wohl eine gewisse Frustrationstoleranz entwickelt hat – man kann es auch Zähigkeit nennen – und wohl über selbstständiges Denken verfügen muss. Ich habe sicher einiges aus den Seminaren und Vorlesungen mitnehmen können, wofür ich dankbar bin. Zur Krux eines Sinologie-Studiums an welcher Universität auch immer, seien hier dennoch zwei Punkte erwähnt, die zumindest mich immer wieder beschäftigt haben. Zum einen ist es die nicht stringente wissenschaftlich-methodische Ausbildung, ein Problem jedweder Regionalwissenschaften – und so pendelt man nicht- und halbwissend zwischen Linguistik und

Literaturwissenschaft, Soziologie, Religions-, Geschichts-, Politik-, Kommunikations- und Medien- oder Wirtschaftswissenschaften... wenn man das so empfindet, sollte man durch eine geeignete Fächerkombination oder in Eigenregie bereits möglichst früh im Studium beginnen, sich die fehlende Methodik aus den Bereichen, die einen am meisten interessieren, anzueignen – um nicht im fortwährenden China-Anekdoten-Dschungel fest zu hängen. Und das ist nicht so einfach, es wird mit der Zeit zumindest selbstverständlicher und dennoch braucht es eben Zeit und auch Energie – die hat man nicht immer, und deshalb: jia you ba! Und fernab der wissenschaftlichen Methodik verhält es sich ähnlich mit der Aneignung stets China-spezifischen Wissens. Zum Beispiel das Lesen eines Mo Yan-Romans auf Chinesisch erfordert nun einmal erhebliche Mühe (Habe mich lange nicht mehr dran versucht.) – und auch wenn sich Yu Hua einfacher weg liest, macht das ganze Lesen auf lange Sicht nur Sinn, wenn man zwischendurch auch in westliche, nahöstliche, afrikanische und andere fernöstliche Literatur schaut – und das gleiche Spiel gilt für Geschichte, Politik, Agrarwirtschaft, Musik... Auch das kann fatalerweise bei aller Intensität der Beschäftigung mit China gelegentlich in Vergessenheit geraten.

Ich habe in den vergangenen drei Jahren nach meinem Studienabschluss an einigen sehr interessanten Projekten mitwirken können, u.a. als Co-Kuratorin und Produktionsleiterin des Festival „Umweg über China“ am Hebbel am Ufer Berlin (http://www.hebbel-am-ufer.de/media/CHINA_Zeitung.pdf) und im Rahmen eines Deutsch-Chinesischen Theater- und Publikationsprojektes ein Text- und Bilderbuch mit dem Titel „Chinaland“ (zus. mit Danckwart, Vincenz; erscheint im Sommer 2009) erarbeitet. Derzeit konzipiere ich das Kulturprogramm des Deutschen Pavillons für die EXPO und werde 2010 während der Weltausstellung dann auch mal wieder länger

in China, in Shanghai, leben. Und mal schaun, was bis dahin, dann und danach noch so passiert.

Soll heißen, was mir das Sinologie-Studium gebracht hat, ist vielleicht folgendes: Perspektivwechsel werden wirklich selbstverständlich, starre Schwarz-Weiß-Klarheiten weichen einem Bewusstsein für Grauzonen, man kann oft über sich selbst schmunzeln und lachen und kann sich der Grenzen und Lücken seiner Wahrnehmung, seines Wissens bewusst werden – die springen einen nämlich an, würgen einen, eben z.B. wenn man zum x-ten Mal die gleiche Zeichenkombination erfragen oder nachschlagen muss, um dies bei nächster Gelegenheit wieder tun zu dürfen ...und in solchen Momenten, und sowieso sonst auch, ist Essengehen in guter Gesellschaft kein schlechtes Rezept – Rubrik: Alte Chinesische Kalenderblattweisheit! Und ob es nun jianjiao, zhengjiao, shuijiao oder seoi2 gaau2, Ravioli, Pelmeni, Wareniki, gyoza oder eben Maultaschen sind – die Reise geht weiter, es finden sich auch immer wieder neue, vergnügliche Momente. Und ja, Chinesisch, diese Sprache, das bleibt ein harter Brocken Arbeit, und trotzdem und genau deshalb: Nicht verzagen, dranbleiben – wohl bekomm's und viel Glück! ■

Neu am Institut!

Prof. Dr. Stefan Kramer

„China als Schritt der Selbsterkenntnis studieren“



Als den notwendigen Schritt, der uns befähigt, unseren eigenen Standpunkt zu überdenken. In den Gemeinsamkeiten, den „anthropologischen Konstanten“, spiegeln sich auch unsere Unterschiede wieder. Der Mann, der dies sagt, sitzt vor uns in einem „geborgten“ Büro der Theaterwissenschaft und wird ab dem Sommersemester 2009 unser neuer Professor für Moderne Sinologie sein: Professor Dr. Stefan Kramer. Professor Kramer spricht langsam und prononciert und hält beständig Blickkontakt. Sein Mobiltelefon klingelt während des Interviews mehrmals, doch er nimmt nicht ab. Es gibt wichtigeres im Leben. Das Interview entwickelt seinen ganz eigenen Lauf, es wird immer mehr zu einem Gespräch in aufgelockerter Atmosphäre. Die Neubesetzung einer Professur ist stets mit einem Moment der Krise verbunden, ein im Chinesischen dankenswerterer Begriff mit seiner Mischung aus Unsicherheit und Chance. Man verspürt seinen Enthusiasmus, diese Aufgabe anzutreten. Zunächst unterhalten wir uns über die Veränderung der „Idee des Studierens“, deren Sinnstiftung durch *Bildung* einer reinen

Ausbildung Platz macht. „Unis werden zu Labels, sie sollen wie Wirtschaftsunternehmen geführt werden.“ Stefan Kramer spricht hier durchaus aus eigener Erfahrung, kommt er doch von einer Universität, die den Sprung in den erlesenen Kreis deutscher Exzellenz-Unis geschafft hat, der Universität Konstanz. Dass dies nicht nur positive Folgen nach sich zieht, zeigt sich etwa im Streben etablierter Professoren in die Exzellenz-Cluster, woraufhin ihr regulärer Unterricht von eigens verpflichteten (aber natürlich weniger geschulten) Dozenten übernommen wird. (Zumindest diese Situation wird sich in Leipzig wohl vermeiden lassen.) Entschieden spricht er sich auch gegen eine Vereinheitlichung des Curriculums in sich jährlich wiederholenden Modulen aus. Denn für ihn ist Erkenntnis gerade ein Prozess, der in der immer wieder neuen Auseinandersetzung von Dozent und Student erst ermöglicht wird. Es geht nicht um die bloße Reproduktion von Wissen. Stefan Kramer hat sein Studium sowohl in den Medien- und Kommunikationswissenschaften, als auch in der Sinologie abgeschlossen und ist auch in beiden habilitiert. Dies versah ihn in den Augen der einen wie anderen stets mit einem Makel: In medienwissenschaftlichen Kreisen wurde jeder Kurs zu Medien in China mit einem „Der macht ja schon wieder was zu China!“ quittiert. Dabei ist in einer zusammenrückenden Welt das Verständnis des „Anderen“ geradezu notwendig für Selbsteinsicht, mit allem, was politisch oder sozial dazugehört. Gerade die Sinologie muss sich in seiner Einschätzung stärker in den interdisziplinären Dialog einschalten. Reichte bisher aus, „die Sprache zu können, die sonst keiner kann“, so muss die methodisch geleitete Forschung in Zukunft stärker zum Tragen kommen. Die Sinologie kann einen für andere Fächer nicht zu unterschätzenden Beitrag leisten, muss sich dazu aber bewusst einer Sprache bedienen, die hier wie dort auch verstanden wird. Überhaupt ist Sprache und ihre Konstruktion ein wichtiges Thema für

Professor Kramer. Es geht dabei auch um die Einsicht von Wissenschaftlichkeit als sprachliches Phänomen, das in unserem kulturellen Umfeld als Abbildung der Welt fungiert, in dem der Begriff gleichermaßen für das Ding an sich steht. Dem gegenüber steht die konstruktive und lyrisch-mehrdeutige chinesische Sprache, die uns nicht selten an die Grenzen unseres Verständnisses führt. Der geneigte Leser wird bereits vermuten, welche weltumspannende Bedeutung der Sinologie obliegt. Dennoch, man muss sich auch „als Sinologie erstmal bewusst werden, womit man sich eigentlich auseinandersetzt.“ Dazu gehört notwendigerweise Austausch, und Stefan Kramer möchte diesen besonders fördern, sowohl interdisziplinär als auch interkulturell. Es soll dazu mehr konkrete Beschäftigung mit chinesischer Erlebniswelt (z.B. in den Medien) geben, Seminare auf Chinesisch und Austausch mit chinesischen Doktoranden. Für ihn selbst war die (geographische) Ferne Chinas Motivation, das Studium der Medienwissenschaft und Kulturwissenschaften Ostasiens in Bochum unter Helmut Martin zu beginnen. Er erfuhr die Mängel beider Fächer – vereinfacht ausgedrückt: Sinologie ohne Methode, Medienwissenschaften ohne Gegenstand – am eigenen Leib, was sein Ziel der verstärkten Zusammenführung beider Herangehensweisen plausibel macht. Nach drei Semestern schon zog es ihn nach China, wo er ein Jahr an der Beida und eines an der Filmakademie Dianying xueyuan verbrachte. Besonders der chinesische Film verfolgt ihn seitdem beständig. Handelte seine Masterarbeit noch von Zhang Yimou, veröffentlichte er seitdem unter anderem eine Geschichte des chinesischen Filmes, Bücher über das Fernsehen in China und gab eine Übersetzung der Autobiographie Chen Kaiges heraus. Vor der Annahme des Rufes nach Leipzig lehrte Stefan Kramer seit 2001 an der Tübinger Abteilung für Sinologie und Koreanistik und seit 2004 als Hochschuldozent in Konstanz.

jt & fa ■

A reborn “howl” for China – Chinesische Avantgardedichtung der 80er Jahre

von Michael Engelmann

“I saw the best minds of my generation destroyed by/ madness, starving hysterical naked, / dragging themselves through the negro streets at dawn /looking for an angry fix, /[...] / the madman bum and angel beat in Time, unknown, /yet putting down here what might be left to say /in time come after death, /[...] /with the absolute heart of the poem of life butchered /out of their own bodies good to eat a thousand /years.”

(“Howl”, von Allen Ginsberg)

Allen Ginsberg war neben Gary Snyder und Gregory Corso einer der führenden Lyriker der Beatbewegung im Amerika der fünfziger Jahre. Ebenso wie das Streben der Beatniks nach persönlicher Freiheit, Frieden in der Welt und geistiger Entwicklung der Gesellschaft von einem starren politischen System eingeschränkt, gar unterdrückt wurde, war Unterdrückung ebenso Bestandteil in der Diskussion um die „menglongshipai“ - anfänglich eine mit einer negativen Konnotation belegte Etikettierung einer Gruppe von modernistischen Lyrikern. Genauso ambivalent wie „Beat“ war jene „chinesische Generation von Beatniks“ - und ihre Diskriminierung am Anfang der achtziger Jahre. Die Verbindung von menglongshi und Beat kam 1983 bei einem geheimen Treffen zwischen Allen Ginsberg und Bei Dao, einem der führenden menglongshi Lyriker, zustande, und zeigt das fühlbare gemeinsame Anliegen der beiden literarischen Bewegungen. Ginsberg war vor allem vom Dissidentenstatus Bei Dao's angezogen, weshalb er ihn schließlich sogar bat, einige Gedichte Gregory Corsos ins Chinesische zu übersetzen. Die Geschichte der menglongshipai, die hier nur in Kürze wiedergegeben werden kann, ist genauso wie die der Beatniks die Geschichte einer Generation, die sich gegen ihre Väter auflehnt, um einmal

mehr darüber nachzudenken, was die „Transparency“ bezüglich der Identität ihrer Generation eigentlich wirklich bedeutet: Einen eigenen Weg finden, aus den Erfahrungen der (chinesischen und maoistischen) Vergangenheit heraus in eine neue (nicht-kommunistische) Zukunft:

“The mirror's erudition/ transforms /its visitors/ the homeland becomes even more desolate/ and yet my monologues/ like the foreheads of night watchmen/ begin to shine/ three birds transfigure/ the night's melancholy.”

(Bei Dao)

Die Dichter des dunklen Tageslichtes (Deutsche Entsprechung für Menglongshi, manchmal auch als „Nebeldichtung“ zu finden), die eine von kommunistischen Auffassungen über Ästhetik und Funktion von Literatur „emanzipierte“, moderne, chinesische Dichtung ins Leben riefen, setzten dem „Dichter als Ingenieur der Seele“ (Stalin) – im Dienste der kommunistischen Partei – in ihrer eigenen Literaturauffassung ein Ende, und suchten stattdessen nach einem eigenen (modernen, chinesischen) Standpunkt innerhalb der Weltliteratur, nach einem Anschluss chinesischer Dichtkunst an moderne, westliche

Dichtung und so auch nach freien Formen des Menschseins. In ihr wurde der Dichter als frei denkendes und frei fühlendes Individuum wiedergeboren. Yang Lian, Gu Cheng, Bei Dao (Zhao Zhenkai) und Duo Duo (Li Shizheng) waren neben Mang Ke und Shu Ting (Gong Peiyu) die Herausstechendsten unter den zahllosen „misty poets“. Sie waren Lyriker, die ihre Kindheit, Jugend und teilweise auch ihre Bildungsmöglichkeiten durch die Kulturrevolution – der „Totenmesse der Intelligenzija“ – verloren. Bis zum Ende der „permanenten Revolution“ 1969 wurde ihnen die „Chance“ geraubt an der Zukunft Chinas mitzuwirken, und somit die einzige Möglichkeit ihre Identität in einem menschenfeindlichen, totalitären, sozialen Realismus zu definieren. Nach dem Tode Maos 1976 war die ideologische Schwerfälligkeit der kommunistischen Regierung Chinas gebrochen und mündete unter Deng Xiao Ping in einige wenige liberalere Jahre. In jener Zeit sammelten sich die ersten Stimmen der *poésie obscure* um die von Bei Dao und Mang Ke Ende 1978 gegründete und bis 1980/81 bestehende, halblegale Literaturzeitung *jintian*, die dann 1990 von Bei Dao im norwegischen Exil wiedergegründet wurde. Ihre Lyrik wird als *hermetisch* und *obskur* bezeichnet - doch ist sie trotz ihrer offensichtlichen Verständnisansprüche an den Leser dennoch von immenser Bedeutung für die chinesische Gesellschaft. Ihre Poesie verweilt nicht wie die symbolistische Poesie Arthur Rimbauds (1854-1891) in einer jenseitigen, von der Wirklichkeit abgekehrten Welt, sondern findet sich in der irdischen Wahrnehmung des Dichters selbst wieder. Ihnen ist und war jedoch ein soziales Engagement versagt gewesen, das dem ihrer geistigen „Väter“ der 30er Jahre vor den Yan'an-Reden Mao Zedongs über „das Verhältnis von Kunst und Kultur zur Politik“ möglich war.

Die „Revolution des [chinesischen] Geistes [und der chinesischen Sprache]“ eingeleitet von Hu Shi, einem chinesischen Lyriker und Mitbegründer der xinyuepai – dt. Neumondgesellschaft – gelangte über die 4. Mai Bewegung hinaus in die Gedankenwelt der Avantgardedichtung der 80er. Mitte der achtziger Jahre waren vor allem Dichter wie Gu Cheng Zielscheibe für heftige Kritik und Repression, vor allem aufgrund der „Against Spiritual Pollution“-Kampagne der KPC zwischen 1982 und 1984, die es sich zum Ziel machte gegen die wachsende Begeisterung für „dekadente Elementen der westlichen Kultur“ in Kunst, Kultur und Geisteswissenschaften vorzugehen; und der Nähe der Lyriker zum “democratic movement”, das nach 1976 erstarkte und Dissidenten und Oppositionelle um sich sammelte. Sie wurden auch von Seiten älterer Dichter(kollegen) wie Ai Qing (1910-1996) für ihre Art und Weise zu schreiben stark kritisiert. Jene ältere Generation hatte die Härten und Entbehrungen und Verschickungen aufs Land in der Kulturrevolution genauso am eigenen Leibe gespürt, jedoch kehrten sie re-ideologisiert in die geistige Hegemonie des systemkonformen, sozialen Realismus zurück; in dem Menschen – Helden der Arbeit –, Maschinen und die Partei – Hand in Hand – den Weg in eine wundervolle, sorglose Zukunft des totalen Kommunismus beschreiten. Am Vorabend dieser romantischen Illusion jedoch gab es keinen Raum in der idyllischen Ideenwelt der KPC für oppositionelle Künstler, so dass Lyriker ohne die zugeteilte Unterstützung des Staates für Schriftsteller mittellos wurden und verarmten. Gu Cheng, – der „Rimbaud“ unter ihnen– konnte, da er keinerlei vorweisbare Schul- und Ausbildung besaß, sich und seine Familie nicht ernähren und wäre ohne die finanzielle Hilfe und Unter-

stützung von Freunden verhungert. Diese Lyriker traten für das ein, was es in einem sozialistischen Paradis nicht gibt: Die Möglichkeit, mit unverschleiertem Geist die Dinge wahrzunehmen, „wie die Dinge sind“. Die Lebensentwürfe jener Generation sind stellvertretend für viele Chinesen, die in den 50er Jahren geboren wurden: „Re-education Through Labour“ nach der „Kindheit“ in der Kulturrevolution, später Beteiligung am „democracy movement“ & Schreiben von *menglong*-Lyrik, schließlich kulturelles Exil. Bei Dao, 1949 in Beijing geboren, der Anfang der 70er Jahre aus der Haut eines politischen Aktivisten in die des Dichters schlüpfte, wurde durch die Beschreibung seiner dunklen und intimen Gefühle die Hauptstimme einer neuen Bewegung der chinesischen Literatur. Sein „desire for freedom“ ist neben den „unfulfilled expectations“ seiner Generation ein zentrales Thema seiner Dichtung. Bis zu jenem Massaker von 1989 wehte der literarisch-avantgardistische Wind von Ideen einer chinesisch-untypischen „Generation“ von Lyrikern gegen eine rein sozialistische Moderne Chinas. Über „*Diese Generation*“ der *menglongshipai* schrieb Gu Cheng: „*Die schwarze Nacht schenkte mir schwarze Augen/ ich jedoch gebrauche sie und suche nach Licht*“. Nach 1989 wurden die Mehrzahl der *menglongshi*-Autoren einem Exil ausgesetzt, das außerhalb akademisch bedingter Zuneigung weder die Sprache ihrer Lyrik verstand, noch Notiz von ihnen und ihren Werken nahm. Die in China verbleibenden Stimmen verstummten. Was nun folgte zeichnete sich parallel dazu in den Ereignissen um die russischen *Symbolisten*, deren Idealisierung der Sichtweise des Dichters teilweise bis in die Transzendenz und Jenseitigkeit hineinreicht, sowie der *Akmeisten*, eines in den Anschauungen „weiterentwickelten“ Symbolismus, ab: Nach der anfänglichen Euphorie für die Oktoberrevolution, zerbrechen viele Künstler an und in der kommunistischen Realität: Alkohol, Orientierungslosigkeit im Exil, Identitätsverlust und häufig Selbstmord.

Eben dieselben Tendenzen zeichnen sich in der modernen tibetischen Literatur in der VR China ab, die -zwischen Exil in Indien und innerer Emigration vor der Volksrepublik- von vielen tragischen Künstlerbiographien, wie die des größten unter den tibetischen Dichtern des 20. Jahrhunderts: *Dhondup Gyal*, auch *Dhondup Gyäl*, dem Begründer der modernen tibetischen Literatur (1953–1985), geprägt ist. Auch *Gu Cheng* fügt der Geschichte der *menglongshipai* eine tiefe Tragik hinzu: Im Oktober 1993 erschlug der im neuseeländischen Exil Lebende seine Frau mit einer Axt, bevor er sich selbst erhängte. Der literarische Mikrokosmos *menglongshi* kann als Spiegel für den gesellschaftlichen Makrokosmos China angesehen werden: Tod des Individuums und Exilierung von Nonkonformisten des Systems. Das Erbe jener Nonkonformisten lebt in der heutigen Rock 'n Roll- und Punkmusik der VR China weiter - Punkrock Bands wie *Josyde* oder *Carsick Cars* versuchen eine „Revolution des Geistes“ unter vielen, die in der Volksrepublik nötig wären.

“America I’ve given you all and now I’m nothing. /[...] /America when will we end the human war? /[...] /America why are your libraries full of tears? /[...] /Your machinery is too much for me. /[...] /America how can I write a holy litany in your silly /mood? /[...]”

(“America“ von Allen Ginsberg)

Michael Engelmann studiert Religionswissenschaft, Sinologie und Tibetologie an der Universität Leipzig

Literatur:

Ginsberg, Allen (1956). *Howl, and other poems*. San Francisco: City Lights Books.
 Hoffmann, Hans Peter (1993). *Gu Cheng – Eine dekonstruktive Studie zur Menglong-Lyrik*. 2 Bde. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag.

Links:

[Bei Dao] <http://prelectur.stanford.edu/lecturers/dao/biblio.html>
 [Gu Cheng] <http://www.qlrs.com/poem.asp?id=407>
 [Yang Lian] <http://www.nzepc.auckland.ac.nz/authors/yang/garden.asp>
 [Shu Ting] <http://hedeguard.blogspot.com/2006/01/shu-ting.html>

過門不入

Durch das Tor gehen, aber nicht eintreten

Die Geschichte hinter dieser Redensart soll sich bereits zu Zeiten der legendären Herrscher Yao und Shun zugetragen haben. Damals gab es eine Flutkatastrophe immensen Ausmaßes, welche die Bewohner eines breiten Landstriches 20 Jahre lang in schlimmes Elend stürzte. Um die Natur wieder in den Griff zu bekommen, beauftragte der weise Herrscher Yao den Großen Yu mit der Regulierung der Wassermassen. Zusammen mit seinen über 200.000 Untergebenen arbeitete Yu nun Tag und Nacht an der Beseitigung des Unheils. Er verrichtete seine Aufgabe unter so großem persönlichem Einsatz, dass er Schwielen an den Händen davontrug und sich sogar seine Fußnägel wegen des ständigen Watens durch das Flutwasser ablösten.

Während des 20-jährigen Regulierungsprozesses fand er nur dreimal die Zeit, nach Hause zu seiner Familie zurückzukehren. Als er das Tor seines Hauses das erste Mal durchschritten hatte, hörte er die Schreie seines neugeborenen Sohnes, den er noch nie gesehen hatte. Doch plagte den pflichtbewussten Yu die Sorge um die Flutmassen so sehr, dass er

nicht zu Frau und Kind ins Haus ging, sondern zu seiner Arbeit zurückkehrte. Als er das Tor einige Zeit später zum zweiten Mal passiert hatte, wurde er gewahr, wie sein Sohn bereits sprechen konnte. Doch hatte die Regulierung des Wassers einen kritischen Punkt erreicht, sodass der Große Yu wiederum umkehrte ohne sich seinem Sohn vorgestellt zu haben. Als er schließlich zum dritten Mal durch das Tor gegangen war, versuchte ihn sein Sohn, der inzwischen das Teenageralter erreicht hatte, zum Betreten des Hauses zu überreden. Yu strich dem Jungen sanft über die Haare und erklärte ihm, dass seine Arbeit auf ihn warte, bevor er hastig kehrt machte und auch dieses Mal nicht ins Haus ging.

Die Geschichte des Großen Yu, der selbstlos seine Arbeit in den Vordergrund stellte und dabei seine persönlichen Bedürfnisse und Wünsche seiner Aufgabe unterordnete, wurde erstmals im Lilouxia des Mengzi erwähnt. Noch heute dient das Verhalten Yus als Beispiel für einen Pflichtbewusstsein im Sinne von 公而忘私 .

jw ■

Kreatives Schaffen in Grauzonen – Gedanken zum gegenwärtigen Dokumentarfilm in China

von Christian Wesener

Der vorliegende Text entspricht meinem persönlichen Eindruck von der chinesischen unabhängigen Dokumentarfilmszene – er erhebt keinerlei wissenschaftlichen Anspruch auf Vollständigkeit und es darf gerne ergänzt oder widersprochen werden. Außerdem beschränkt sich der Text auf diese Szene allein – Parallelen zum unabhängigen fiktionalen Film sind sicher gegeben. (Zum Beispiel im Falle von „Beijing Bicycle“, der in China erst lange nach seinem internationalen Erfolg veröffentlicht werden konnte.)

Meine Erfahrungen mit dem chinesischen Dokumentarfilm beruhen vor allem auf Eindrücken, die ich während meines Auslandsaufenthalts an der Tongji-Universität in Shanghai erhalten konnte – im Gespräch mit deutschen und chinesischen Dokumentarfilmern vor Ort, sowie nachträglich in einzelnen Interviews. Auf dieser Basis habe ich zudem zum Herbst 2008 mit einigen Kommilitonen gemeinsam eine chinesische Dokumentarfilmwoche im Kölner Filmhaus initiieren und durchführen können. Allen tapferen Mitstreitern sei an dieser Stelle nochmals mein großer Dank ausgesprochen!

Ein angenehmer Morgen: milde 25 Grad lassen es bereits zu, dass ich mich im leichten Hemd auf meinem kleinen Elektroroller durch die emsig bevölkerten Sträßchen Shanghais bewege. Es ist Frühling, irgendwann im Jahr 2007. Leichter Dunst verschleiert kleine Markt-szenen und die Gruppen älterer und junger Menschen, die sich synchron über kleine Plätze bewegen, zu traditionellen und modernen Klängen tanzen, Fächer schwingen und in die ruhigen Bewegungsabläufe des Taiqiquan versunken sind. Viele Straßenläden haben

bereits geöffnet – kleine Familienbetriebe, die ihre Waren aufbauen oder ihre kleinen Werkstätten vorbereiten. Um mich herum Taxis, Autos, kleine Busse, viele Fahrräder und Motorroller. Schulkinder, Berufstätige und Lieferanten. Im Vorübergleiten winke ich dem Betreiber meines Lieblingsrestaurants zu, einer kleinen uigurischen Nudelküche mit der weltbesten Suppe. Direkt dahinter ist einer der zahlreichen Videoshops, die entlang der Alleen des Uni-Viertels in großer Zahl vorhanden sind. Hier brauche ich in den kommenden Tagen allerdings nicht vorbeischaun. Nach einer der immer wieder durchgeführten Razzien werden hier die „günstigen“ chinesischen und westlichen Blockbuster nicht erhältlich sein. Bis ein neuer Schwung die Regale füllt.

Es ist ein altes Spiel, das sich immer wiederholt. Irgendwo in der Grauzone zwischen der Bekämpfung von Plagiaten und dem lokalen Bedarf an bezahlbarer Unterhaltung. Es sind aber nicht nur die günstigen Filme der westlichen oder chinesischen Filmindustrie, die diese Läden interessant machen. In manchen bekommt man auch Filme, die in China gedreht wurden und offiziell verboten sind. Meistens sind es politische Filme, die den Zensurbehörden zu heikel sind. Besonders wenn es die gegenwärtige Politik betrifft – aber auch, wenn die nähere Vergangenheit zu kritisch beleuchtet wird. Ein Beispiel dafür wäre gegenwärtig der 2007 gedrehte Film „Though I Am Gone“ von Regisseur Hu Jie. Hu hat sich mit seiner Arbeit der Geschichte verschrieben. In „Though I Am Gone“ zeichnet er die Grausamkeit der proletarischen Kulturrevolution anhand des Schicksals einer

Lehrerin nach, die diese Zeit nicht überlebte. Ein Film, der öffentlich zensiert wurde, der aber halboffiziell relativ große Verbreitung findet. Und kein Film, der China an sich schlecht macht, sondern auf Vergangenheitsaufarbeitung zielt. Also auch kein Film, der wie andere versucht, Erfolg im Westen zu erlangen, indem er die kritische Erwartungshaltung oder negative Sensationsklischees bedient.

Ein Beispiel dafür wäre der 2006 gedrehte Film „Golden Lotus – The Legacy Of Bound Feet“ von Joanne Cheng: bereits mit englischer Tonspur lässt der Film schon nach wenigen Minuten vermuten, dass er neben der Sensationslust, dem befriedigten Voyeurismus durch verkrüppelte Frauenfüße und einer durchschnittlich guten Erzählweise nur wenig zu bieten hat. Von dieser Sorte Dokumentarfilme, die vor allem eine westliche Audienz bedienen sollen, gibt es einige, aber sie machen nicht die Mehrheit aus. Indiz dafür sind alleine die zahlreichen Anspielungen und nicht weiter erläuterten Fakten, bei denen Filmemacher wie Hu Jie ein relativ breites chinesisches Allgemeinwissen voraussetzen.

Das Problem bei Filmen wie „Though I Am Gone“ liegt daher auch an anderer Stelle. Dadurch, dass sie nicht von offizieller Seite in Auftrag gegeben oder genehmigt sind – teilweise sogar unter Drehverbot realisiert werden – erfordern sie von den Regisseuren eine Menge Idealismus. Die Drehbedingungen sind dabei denkbar schlecht, gearbeitet wird mit DV-Kameras, teilweise verwackelte Handkameraführung oder verhältnismäßig schlechte Bild/Tonqualität sind das Resultat. Ein Punkt, auf den man zum einen darauf hinweisen muss, dass die Qualität auf einem Stand wie vor gut 25 Jahren ist, als Regisseure wie Zhang Yimou noch im „Untergrund“ wirkten. Zum anderen aber auch darauf, dass China bereits eine ganz andere Qualität liefern kann und liefert. Allerdings dann mit größerem Budget und meist im Staatsauftrag – mit

ebenfalls interessanten Inhalten, solange sie nicht reinen Propagandazwecken dienen.



Dass der Dokumentarfilm in China auf dem Vormarsch ist, zeigen der Zuwachs an Dokumentarfilm-Kanälen sowie zahlreiche im Dokumentarstil gefilmte Hybrid-Filme und TV-Serien als fiktionale Stories. Sei es nun beispielsweise die Begleitung chinesischer Polizeibeamter (in einer offiziell ausgestrahlten TV-Serie) oder das traurige Schicksal eines Wanderarbeiters im halboffiziellen Spielfilm „Anzi“ (2006) von Lei Xiaobao.

An dieser Stelle muss außerdem darauf hingewiesen werden, dass auch die Kategorisierung unter „offiziell“ oder „halboffiziell“ mit Vorsicht zu genießen ist. Nicht jeder der nicht offiziellen Filme ist automatisch illegal. Wenn nicht direkt von oberster Stelle zensiert wird, entstehen teilweise sogar lokale Paradoxa, in denen ein Amt den Film verbieten, ein anderes denselben aber genehmigen würde. Und auch zwischen der Arbeit am Film und der späteren Ausstrahlungsgenehmigung muss klar unterschieden werden. Zudem ist die Zensur nicht mehr so streng wie einst – „Sittenfragen“ wie beispielsweise Nacktheit im Fernsehen werden je nach Kontext nicht mehr unbedingt zensiert.

Und es werden auf halboffizieller Ebene auch eine Menge Filme produziert, die weder eine tatsächliche Erlaubnis, noch ein Drehverbot haben und sogar in den offiziellen Fernsehkanälen gezeigt werden könnten – es fehlt alleine an den finanziellen Mitteln.

>>

Wo also steht der gegenwärtige Dokumentarfilm in China? Was zeichnet ihn aus? Und kann man überhaupt von „dem“ Chinesischen Dokumentarfilm sprechen?

Natürlich gibt es einen chinesischen Subkontext, der mit einer gewissen Ästhetik einhergeht, die sowohl für den Chinaexperten als auch für den Laien erkenntlich macht, wo der Film spielt. Von den ethnologischen über die rituellen und alltäglichen Kontexte transportiert der chinesische Dokumentarfilm Werte und Inhalte, die uns fremd oder wertfrei einfach „chinesisch“ erscheinen. Gleichzeitig kann man den chinesischen Film aber nicht mehr einfach in bestimmte thematische oder stilistische Schemata einteilen, wie man es – wenn überhaupt – noch ansatzweise in der Zuteilung der „sechs Generationen“ konnte.



Zum einen ist dafür sicherlich der westliche Einfluss verantwortlich – positiv gedacht. Der „Cultural exchange“ im klassischen Sinne ist an vielen Stellen bereits abgeschlossen. Das bedeutet, dass die westlichen Einflüsse längst nicht mehr einfach adaptiert werden, sondern im eigenen kulturellen Kontext eingebettet und neu kodiert worden sind. Der chinesische Kulturraum ist somit über seine eigene Tradition hinaus bereichert worden. Dazu muss ergänzt werden, dass dieser Prozess niemals wirklich abschließt und – wenn man ihn weiter positiv betrachtet – immer wechselseitig befruchtend wirkt, solange es einen Austausch der Kulturen gibt.

Zum anderen hat sich das Themenfeld, mit dem die Dokumentarfilmer arbeiten, enorm erweitert. Die bereits angeführte Geschichtsaufarbeitung Hu Jies schöpft die Möglichkeiten des (chinesischen) Dokumentarfilms bei weitem nicht aus. Von gegenwartspolitischen

Beobachtungen zu sozioökonomischen Studien, von der Betrachtung einzelner Figuren und Phänomene hin zur Darstellung sozialer Schichten und Gesellschaftsströmungen sowie dem Diskurs von Kunst und Kultur ist er äußerst facettenreich. Die moderne Technik erleichtert diesen vielfältigen Schaffensprozess zudem – wer will und kann schon sämtliche Handkameras und Heimcomputer in ganz China kontrollieren?

Es kann also, abgesehen vom kulturellen Subkontext, keine einfache Frage nach „dem“ chinesischen Dokumentarfilm gestellt werden. Auch oder erst recht nicht im Rahmen der halboffiziellen Produktionen. Die Filmemacher selbst müssen ins Zentrum der Betrachtung rücken. Genauso wie die Akteure der anderen Sektoren in der chinesischen Kreativbranche. Die Idee des Filmemachers muss im Vordergrund stehen – seine Ambitionen, seine Herangehensweise, seine Kunstfertigkeit und sein Auge für die filmischen Details. Und auch hier öffnet sich selbstredend ein weites Feld. Abgesehen von den kleineren Filmemachern, die gänzlich aus eigener Motivation und ohne filmische Ausbildung ihre Werke produzieren, sind auch bei den größeren Namen, den Absolventen der Filmhochschulen und Film-institute in Beijing, Shanghai und anderen Universitätsstädten, große Unterschiede in Qualität und filmischer Aussagekraft festzustellen.

Ein prominentes Beispiel wäre an dieser Stelle der Regisseur Cui Zi'en. Ein *Enfant terrible* der Beijinger Filmakademie, mit hohem kreativen Potential und Filmprojekten, die oft provokativ sind und an der Grenze zur Illegalität in China stehen. Sein letzter Film „We Are The ... Of Communism“ (2007) ist dennoch ein Beispiel dafür, wie eine gute Idee und eine mangelhafte Durchführung in diametralem Gegensatz zueinander stehen können. Der Film begleitet die Kinder einer Beijinger Schule, die als Kinder von Wanderarbeitern einen der großen Sorgenfälle im aufgeklärten China darstellen.

Ohnehin aus den armen Schichten der Bevölkerung stammend, haben sie nur mangelhaften Zugang zum Schulsystem, erschwerte Auflagen und schlechte Lernbedingungen. Wenn dann noch eine der wenigen Schulen, die diese Kinder unterstützt, geschlossen wird, ist es in jedem Fall ein nobles Projekt, Kinder und Lehrer dabei zu begleiten, wie sie weiter um die Bildungsmöglichkeiten kämpfen. In der Umsetzung aber bildet dieser Film viel zu viel von dem ab, was der Regisseur während der Zeit, in der er die Kinder begleitete, gefilmt hat. Der Film hat keinen wirklichen Handlungsstrang, er zerfasert in alle Richtungen und ist schlichtweg zu lang. Von dieser Sorte Filme gibt es einige, die je nach Bild und Tonqualität mehr oder weniger schlecht genießbar sind. Und ähnlich der westlichen Diskurse in den 50er und 60er Jahren scheiden sich genau an diesem Punkt die Geister zwischen denen, die der Meinung sind, die Realität müsse mit möglichst minimalem Eingriff lediglich abgebildet werden und derer, die denken, dass auch ein Dokumentarfilm einem subjektiven Blick folgt und entsprechend seiner Aussage auch geschnitten sein sollte. Zu letzteren gehört der bereits genannte Hu Jie – interessanteweise ein ehemaliger Schüler Cui Zi'ens. Mit „*Though I Am Gone*“ behandelt er ein äußerst komplexes Thema (die Kulturrevolution), und beschränkt sich dabei auf einen Aspekt, den er relativ bündig und mit entsprechendem dramaturgischen Aufbau präsentiert.

Auch in der Bildgestaltung ist das Spektrum der chinesischen Filmemacher enorm. Abgesehen davon, dass bei einem Dokumentarfilm nicht jeder Ort die selben gestalterischen Möglichkeiten bietet, unterscheiden sich die Filme deutlich und changieren im Spektrum zwischen sehr kunstfertig eingefangenen Bildern der lokalen Begebenheiten und einer so fragmentierten und unkenntlichen Darstellung, dass einem das Zuschauen unabhängig von der Erzählweise deutlich erschwert wird.

Der langen Ausführungen kurzer Sinn: Es ist sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich, „den“ chinesischen Dokumentarfilm einheitlich zu definieren. Er ist, wenn auch oft noch mit beschränkten Mitteln, so vielfältig wie nie zuvor. Auch wenn viele Filme einen strengeren Schnitt vertragen könnten, so ist ihre Aussagekraft enorm, die Inhalte, die sie transportieren von großer Vielfalt und sie zeigen vor allem ein Phänomen, das bei aller berechtigter und notwendiger Kritik in der westlichen Rezeption oft und gerne ignoriert wird: Dass China mittlerweile demokratischer ist, als selten zuvor (was natürlich noch nicht genug ist) und dass aus der Masse an Menschen in China längst ein sehr kreatives Potential erwacht ist, das sich vom westlichen und eigenen Duktus emanzipiert hat und mit großer Macht nach oben drängt. Wenn sich die großen unabhängigen Filmemacher der Gegenwart in Zukunft nicht vom Budget der großen Produktionen dazu verleiten lassen, weniger aussagekräftige Filme zu schaffen, ist gerade von dieser Szene Chinas in Zukunft noch viel zu erwarten. ■

Christian Wesener studiert Sinologie und Theater-, Film- und Fernseh-wissenschaft an der Universität zu Köln. Neben seinem Studium ist er unter anderem für den WDR Hörfunk unterwegs und leitet einen kleinen Chor im Ostasiatischen Seminar. Als DAAD-Stipendiat lebte er ein Jahr in Shanghai und brachte von dort die Idee zum Filmfestival „China Ungeschminkt“ mit, das im Oktober 2008 in Köln stattfand (www.china-filmfest.de).

Volkunst aus Peking – 北京鬃人 *Beijing Zongren*

Waren die Herbsttage in Peking noch recht sommerlich und luden zum Genießen der letzten Sonnenstrahlen ein, so verschlug es mich in den ersten Wintertagen ob der äußerst trockenen und kalten Luft in die Buchläden von Haidian im Nordwesten der Stadt. Vor allem der *Fengrusong*, am Südtor der Peking Universität gelegen, beherbergt ein besonders reichhaltiges Angebot an wissenschaftlichen Monographien, Übersetzungen, aber auch imposanten Bildbänden und so manch kleiner Abhandlungen zur chinesischen Volkskunst.

Obwohl Peking eine sehr moderne Stadt ist, deren Antlitz von Tag zu Tag immer mehr den internationalen Metropolen gleicht, Altes verschwindet und Neues entsteht, so ist es dennoch ein Ort geblieben, an dem man traditionelle Volkskunst entdecken und erleben kann, und das nicht nur in Museen oder auf speziellen Messen. Doch diese traditionelle Pekinger Volkskunst möchte erst aufgespürt und erfahren werden, ist sie doch nicht nur typisch für die Geschichte der Stadt Peking, sondern erzählt ebenso viel über lokale Traditionen und zeugt von handwerklichen Fertigkeiten.

Im *Fengrusong* war ich beim willkürlichen Bücherstöbern auf ein rot eingebundenes Buch gestoßen, welches traditionelle Pekinger Volks- und Handwerkskunst sowie einige noch lebende Meister mit ihren Fertigkeiten vorstellt. Dabei handelte es sich um Volkskunst, der man an vielen Orten in Peking, häufig auf Kultur- und Nachtmärkten, aber auch im ganzen Land noch begegnen kann. Darüber hinaus enthielt das Buch auch Pekinger Volkskunst, die ich bisher noch nicht gesehen hatte, was bei der Größe einer Stadt wie Peking kaum verwundern mag. Vor allem die Zongren hatten meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen: in feine Gewänder gekleidete Figuren,

die historische Helden, Gestalten und Persönlichkeiten aus der chinesischen Geschichte darstellen und die man sogar zum Tanzen zu bringen vermag.



Während ich in den folgenden Wochen und Monaten die Stadt weiter erkundete, versuchte ich nebenbei weitere Informationen über die Zongren in Erfahrung zu bringen. Außer auf einer Ausstellung in den Gebäuden des Panjiayuan-Marktes, als ich die Zongren das erste Mal in ihrer Erscheinung zu Gesicht bekam, blieb jedoch meine Suche in den folgenden Monaten vorerst ergebnislos. Dennoch entdeckte ich auf langen Spaziergängen durch die Hutongs in der Nähe von Qianhai und Houhai viele andere interessante Gegenstände. Die Straße der Kaiserlichen Akademie, die sich gegenüber des Lama-Tempels befindet, blieb ein Ziel, welches ich während meines Studienaufenthaltes in Peking häufiger aufsuchte. Betritt man die Straße der Kaiserlichen Akademie vom Lama-Tempel aus, so ist diese auf jeder Seite gesäumt von Geschäften, die alle wichtigen Utensilien für einen Besuch im Lama-Tempel verkaufen. Man folgt nun der unbefestigten Straße, die entlang eines kleinen Konfuzius-Tempels sowie der ehemaligen Akademie selbst vorbeiführt und stößt bald auf ein paar kleine und unscheinbare Läden, die altes Spielzeug sowie Pekinger Volkskunst beherbergen: Haaraffen (Maohou'r), Knetmenschen (Mianren), prachtvoll

schnitte sowie alte Holzpuppen mit beweglichen Augen.

Erst einen Monat vor meiner Rückkehr Ende August 2007, als ich und ein Freund in einem neu eröffneten Geschäft für Pekinger Drachen am Houhai den Besitzer nach den Zongren fragten, lernten wir Bai Dacheng kennen. Der Besitzer hatte nach meiner beiläufig gestellten Frage sofort zum Hörer gegriffen, woraufhin wenig später eine Frau erschien, um uns abzuholen. Sie führte uns zu ihrem Haus in der Nähe des Houhai, wo uns Bai Dacheng an der Eingangsschwelle begrüßte und uns in sein Arbeitszimmer führte, das mit Zongren und vielen anderen kleinen Gegenständen bis zur Decke vollgestellt war. Bei einer Tasse Tee erzählte uns Bai Dacheng von der Geschichte der Zongren, erläuterte uns den Herstellungsprozess und führte uns schließlich noch durch sein Haus, das eher an ein Museum für Volkskunst erinnerte.

Die Zongren-Figuren von Bai Dacheng sind ca. 18cm groß. Der Kopf ist aus Gips hergestellt und farbig auf weißem Untergrund bemalt, wobei die Verbindung zu Masken der Pekingoper deutlich wird. Nach Fertigstellung der Verzierungen und Gesichtspartien wird der Kopf mit einem dünnen Metallstab in einen ebenfalls aus Gips bestehenden Torso eingeführt. Die Figur wird nun mit einem prachtvollen Papier eingekleidet, das einem traditionellen Gewand gleicht. Nach und nach werden nun Arme, die Schwerter, Lanzen oder Zepter tragen, und ein eventuell angewinkeltes Bein ergänzt. Am Grund der Figur sind viele kleine Kopfhare des Schweins in minimal unterschiedlicher Länge im Kreis dicht aneinander angeordnet. Woher auch der Name Zongren herrührt, denn zong dient als Bezeichnung der Kopfhare vom Schwein oder Pferd. In früheren Zeiten wurden die Zongren-Vorführungen auch als ‚Schauspiel auf dem kupfernen Teetablett‘ (Gang Chapanzi xi) bezeichnet. Denn zum Spielen werden die Figuren auf alte

Teeteller aus Kupfer oder Messing gestellt und durch schnelles Schlagen eines Holzklöppels auf den Rand des Tellers zum Tanzen gebracht, bei dem sie sich hin und her bewegen. Platziert man mehrere Figuren auf dem Teller und bringt sie zum Tanzen, scheint es, als würden diese miteinander kämpfen. Laut Bai Dacheng gibt es die Volkskunst der Zongren seit dem Ende der Qing-Dynastie. Beeinflusst wurde diese vor allem durch das chinesische Schattenspiel und die Pekingoper. Vorlagen für die Herstellung seiner Zongren zieht Bai Dacheng vor allem aus bekannten Mythen, historischen Begebenheiten und berühmten Opernaufführungen, wie die *„Reise in den Westen“*, die Heldentaten von Nezha, die *„Geschichte der Drei Reiche“* oder dem Kampf des Liu Bang gegen Xiangyu.



Bai Dacheng ist der einzige Meister, der die Herstellungstechnik der Zongren heute noch beherrscht. Betrachtet man die alten Zongren, die aus der Hand von Bai's Meister stammen, so sind diese um einiges kleiner und die Arme frei beweglich, was noch deutlichere Rückschlüsse auf den Einfluss des Schattenspiels zulässt. Bai Dacheng hat die Volkskunst der Zongren nicht nur bis heute bewahrt, sondern sie auch maßgeblich beeinflusst und weiterentwickelt. **fa** ■

Literatur: 手艺北京——民间艺术的知性之旅/ 吴惟著文/ 摄影——北京图书馆出版社, 2005.12

Dialog mit dem Schwarzen Handschuh

von Wang Dan

Der Schwarze Handschuh war mein Mitschüler und Kommilitone. Weil er damals immer einen einzelnen schwarzen Handschuh trug, nannte ihn ein deutscher Freund von mir den Schwarzen Handschuh. Sein richtiger Name ist Zhang Chunda. Man ruft ihn Dazi. Durch ein Kooperationsprogramm seiner Universität mit der Uni Bremen studierte er im Jahr 2003 in Deutschland, reiste aber auch in viele andere Städte. Ständiger Begleiter in Deutschland war seine Gitarre. Er schrieb schon während des Studiums ein paar Lieder. Nachdem er wieder nach Peking zurückgekehrt war, gründete er seine eigene Band, die er später „23“ nannte. Seit Sommer letzten Jahres hatten „23“ häufig Auftritte als Vorband in verschiedenen Clubs. Ihre Musik steht unter dem Einfluss von The Smashing Pumpkins, Marilyn Mason und David Bowie. Obwohl ich ihn schon ziemlich lange kenne, saßen wir bisher selten zusammen für ein solches Gespräch. Von ihm selbst weiß ich nicht viel. Wie die meisten Wassermann-Geborenen ist er humorvoll und intelligent sowie stets hilfsbereit für seine Freunde.



Wie ist die Stimmung gegenwärtig in der Pekinger Musikszene?

Die Musikszene in Peking scheint zu blühen. Zum Schein blüht die Indie-Musik. Sie ist unter den Leuten immer beliebter geworden und daraus entstanden viele sogenannte „Literary youth“. Ihre Meinungen werden leicht von anderen beeinflusst und deswegen fehlt ihnen die notwendige Urteilsfähigkeit. Bezüglich der Bands muss ich sagen, dass es einige Bands gibt, die sich intensiv auf die Musik konzentrieren und auch sehr bemüht sind. Sie sind verehrungswürdig. Parallel dazu gibt es auch viele Bands, die Musik mit unreinen Motiven machen. Sie stehen im Verdacht der Spekulation. Es geht hier um Musikmode. Als Garage in Mode kam, schossen in Peking viele Bands wie Pilze aus dem Boden, die alle angeblich Garage machen wollten. In Wirklichkeit wussten die nur, wie man ein Fahrrad fährt. Kannst du mich verstehen?

Ja, das finde ich auch. Diese Scheinblüte fing schon während meiner Schulzeit an und wurde später dann immer schlimmer.

Viele Leute, die Musik mögen, sind von der Musik selbst bewegt. Aber jetzt interessiert man sich mehr für äußere Dinge. Insbesondere für Jugendliche sind diese äußeren Dinge anziehender als die Musik selbst.

Als du angefangen hast Musik zu machen, hast auch davon geträumt, Rock Star zu

werden und durch die ganze Welt zu touren, stimmt's? Geile Musik machen und ein cooler Typ sein.

Ich mache selbst Musik, weil ich von der Musik in meiner Umgebung genug habe. Geile Musik machen ist eine notwendige Anforderung. Um ein cooler Typ zu werden, muss noch viel geübt werden. Eine Tour durch die Welt ist momentan unrealistisch für eine chinesische Band. Es ist schon gut, wenn man eine Tour in China erfolgreich schafft.

Also ich meine, ob du die Sehnsucht hattest bekannt zu werden, als du mit der Musik angefangen hast?

Egal was man macht, man wird immer eine wie auch immer geartete Erwartung auf Erfolg haben.

Hast du die Erwartung, dass deine Musik von anderen anerkannt wird?

Anerkennung von anderen ist ein Reflex des Erfolgs. Wenn du am Anfang kein Selbstvertrauen hast, dann gib's lieber auf.

Aber man kann es auch einfach aus Spaß machen.

Aus Spaß mache ich lieber etwas anderes.

Was ist dann deine Motivation Musik zu machen?

Kannst du deine Frage bitte etwas konkreter formulieren?

Du hast gerade gesagt, dass du aus Spaß lieber etwas anderes machst. Das heißt,

Musik bedeutet für dich mehr als nur Spaß. Was treibt dich an, Musik zu machen?

Selbstdarstellung. Musik dient mir als ein Mittel dazu. Ich habe vorhin schon mal gesagt, dass ich selbst Musik mache, weil ich genug von der Musik in meiner Umgebung habe.

Ok. Eine andere Frage. Du hast vorher mehrmals von „Shanzhai Rock“ gesprochen, was meinst du denn damit?

Haha! Ähnlich den anderen Shanzhai*-Produkten in China, ist „Shanzhai Rock“ nachmachende Rock-Musik. Sie kann sich angeblich die chinesische XXX nennen oder von anderen so genannt werden. Ja, „die nachahmende Rock-Band mit Etikett“.

Z. B. die „chinesischen Smashing Pumpkins“, richtig?

Ja, kann man so sagen.

Aber ich denke, das ist ja ganz normal, wenn sich in der eigenen Musik Spuren bzw. Einflüsse von Lieblingsbands zeigen. Manche Lieder von deiner Band erscheinen mir schon ziemlich smashing pumpkinisch, aber das ist absolut nicht negativ gemeint.

Ja, was du meinst ist schon richtig, das ist normal. Aber wenn eine Band von diesem Einfluss eingeschränkt wird, sodass ihre Musikrichtung ganz blockiert wird, ist das schon schlecht. Oder man macht einfach völlig einen auf Klon. Ich muss zugeben, dass man bei manchen Klangfarben in unseren früheren Werken die Spuren der Smashing Pumpkins finden kann. Aber das ist einfach so, ich habe mir nie vorgenommen, die chinesischen Smashing Pumpkins zu werden. Zumindest wurde meine Band niemals von den anderen so genannt.

Wird deine Band bei einer Plattenfirma unterschreiben, wenn es angemessene Möglichkeiten gibt?

Ja, genau wie du sagst, wenn es angemessene Möglichkeiten gibt.

Ich gehe schon davon aus, dass du Geschäftsdingen sowie Berühmtheit nicht entgegenstehst. Zumindest findest du, sie sollten zur Musik nicht im Widerspruch stehen, ist das richtig? Also hier gibt's keine negative oder positive Bedeutung. Ich persönlich glaube, dass sich das mehr auf den Charakter bezieht.

Musik und Geschäft sollten nicht im Konflikt stehen. Geschäft kann bei der Verbreitung helfen. Es macht einen bei mehr Leuten bekannt. Aber das ist natürlich schon etwas ganz anderes, wenn man vom Geschäft gelenkt wird.

Legst du viel Wert auf den Inhalt der Musik? Oder reicht es schon, wenn sie schön klingt, wie eine reine Zusammensetzung von einzelnen Klängen.

Es gibt viel Musik mit schönen Melodien, z. B. viele Brit-Pop Bands. Es ist schwer zu sagen, dass ihre Musik nicht gut ist, aber es ist auch schwer zu sagen, wie gut sie ist. Im Gegensatz dazu klingen manche Lieder von Zuo Xiao Zu Zhou echt schrecklich, aber sie sind trotzdem sehr cool. So sieht man, dass der Inhalt eines der wichtigsten Elemente für die abschließende Beurteilung der Musik ist.

Was hältst du von experimentaler und Avantgarde-Musik?

Nur ganz wenig Musik kann als Avantgarde bezeichnet werden. Ich kenne mich mit dieser Musik nicht gut aus, deshalb kann ich darüber nicht viel sagen.

Wie sieht der Fertigungsprozess eines Lieds bei deiner Band aus? Bist du der einzige Songwriter? Bist du ein „Diktator“?

Die Texte stammen alle aus meiner Feder. Für die Musik gebe ich eine allgemeine Richtung oder ein grobes Konzept des Ganzen vor, dann lasse ich die anderen komplettieren. Ja, ich muss zugeben, dass ich ein diktatorisches Potential habe. Aber ich habe bis dahin mit anderen gut zusammengearbeitet. Bei Meinungsverschiedenheit muss es einen geben, der die Entscheidung trifft.

Beschreib mal bitte deine Musik mit ein paar Adjektiven.

Individuell, poetisch, rätselhaft. Auf jeden Fall ist sie anders, als du sie verstehst.

Haha. Meinst du, deine Musik ist anders als das was die Zuhörer darunter verstehen? Die Zuhörer denken, ach ja, sie sei so, aber in Wirklichkeit ist sie ganz anders.

Ja, genau. Was du in meiner Musik wahrnimmst und darunter verstehst, ist wahrscheinlich missverständlich. Ich gebe gerne Rätsel auf.

Genauso wie du früher einen einzelnen schwarzen Handschuh getragen hast?

Das ist schon lange her.

Ist es denn nicht so, dass du Missverständnisse mit deiner Person und deinem Handeln oft gern selbst wahrnimmst.

Nein, das war nie so. Das ist abhängig vom Verstand. Wenn man etwas schief erfasst, dann ergeben sich schon Missverständnisse.

Warum hast du früher eigentlich immer einen einzelnen schwarzen Handschuh getragen? Das macht mich sehr neugierig.

Darüber möchte ich nicht reden.

Ok, gut. Dann lass das. Ich war einfach nur neugierig.

Ich kann nur sagen, dass es ein gesellschaftlicher Test, sozusagen ein soziologischer Test gewesen ist.

Wie sehen deine Pläne von dir bzw. von deiner Band für die Zukunft aus?

Die Band ist momentan in einem Zustand der Umstellung und Verwandlung. Wir arbeiten gerade an unseren neuen Werken, die ziemlich anders als die früheren sind. Ich hoffe, dass die Missverständnisse immer weniger kommen und der Verstand von unseren Zuhörern immer besser wird.

Deine Band hat ein Lied, das „Dresden“ heißt. Es ist anscheinend ein Liebeslied. Du hast mehrere Liebeslieder geschrieben, oder?

Ja, kann man so sagen. Ich habe einige Liebeslieder geschrieben. Aber sie sind keine normalen Liebeslieder, die von allen erwünscht sind. Liebe ist ein ewiges Thema. Ich will diese Chance nicht verpassen.

Kannst du etwas über dein Auslandssemester in Deutschland erzählen? War es gut, dass du nach Deutschland gegangen bist?

Ja, es war nicht schlecht. In Deutschland habe ich viel nachgedacht. Diesen Gedanken- und Ideenreichtum habe ich mit nach China zurückgenommen und davon zeuge ich heute noch.

Besteht zwischen dem Lied „Dresden“ ein Zusammenhang mit der Stadt Dresden?

Ja, natürlich. Der Name dieses Lieds deutet auf die Stadt Dresden hin. Aber die Stadt ist nur eine Koordinate in der Geschichte des Musiktextes.



Was hat dich in Deutschland sehr beeindruckt?

Ich habe ganz neue persönliche Erfahrungen in Deutschland und in Europa gemacht, obwohl ich nur kurze Zeit dort verbracht habe. Diese Erfahrung kam von allen Seiten. Es gab viele interessante Erlebnisse und daraus entstanden manchmal auch neue Gedanken, die man alle in meiner Musik finden kann. Ja, es kann aber auch so sein, dass das, was ich sehe und wahrnehme, zum großen Teil nicht von mir stammt. Das kann man nicht unbedingt als „meine“ Erfahrung ansehen.

Sorry, ich habe nicht ganz verstanden, was du meinst. Wessen Erfahrung ist das denn, wenn du sagst, das sei nicht „deine Erfahrung“? Meinst du, dass du in diesen Momenten nicht „du“ selbst gewesen bist?

Ja, so kannst du es verstehen. Für die künstlerische Kreation muss man manchmal der andere sein.

In welchen Städten bist du gewesen?

Ich war in den meisten deutschen Großstädten und noch in ein paar schönen kleinen Städten. Berlin mochte ich am meisten. Ansonsten habe ich noch eine kleine Rundreise in Europa gemacht. Italien hat mir gut gefallen, z. B. Rom.

Du hast einmal gesagt, dass du sehr gern Thomas Mann liest. Welche Werke von ihm hast du gelesen und welche Merkmale haben dir am besten gefallen?

Ich lese gern seine frühen Werke, wie z. B. die Novelle „Enttäuschung“ usw. Ich kann mit ihnen mit-empfinden. Das hat vielleicht mit seinem damaligen Alter bei der Entstehung etwas zu tun. Ich bin jetzt in einem gleichen Alter wie er damals. Bezüglich seines berühmtesten Romans, der Zauberberg, habe ich nur ein paar Kapitel gelesen und danach konnte ich nicht mehr weiter. Vielleicht werde ich in paar Jahren mit ihm fertig sein. Seine Werke zeichnen häufig eine kühle und prüfende Atmosphäre. Das mag ich sehr.

Was ist dein Endziel?

Mein Endziel ist es, eine unvergängliche Musik zu schaffen, wie die meisten richtigen großen Bands mit einem weltweiten Ruf. In einigen Jahrzehnten würde meine Musik immer noch gehört und anerkannt werden. Du weißt doch, viel Musik, die dieses Jahr noch populär ist, für die wird sich nächstes Jahr niemand mehr interessieren.

Wie sieht dein ideales Weltbild aus? Glaubst du, dass es für die Welt einen Endzustand gibt?

Das ideale Weltbild soll in meinen Augen ein flammendes Inferno sein. Flammen und

Tsunami kommen zeitgleich. Die Menschen sind in Verlegenheit und ich kann dieses spektakuläre Bild mit eigenen Augen sehen. Das ist die Welt, die mir Angst macht, aber auch die Welt, die von mir herbeigesehnt wird. Das soll auch der Endzustand der Welt sein.

* Im obenen Text wird das Wort „Shanzhai“ 山寨 erwähnt. Dieses Wort wurde ursprünglich für nachgemachte Handys verwendet, also Shanzhaiji 山寨机. Shanzhaiji ist ein Handy, das die Technik von weltberühmten Herstellern einfach illegal übernimmt und dessen Design stark dem Marken-Handy gleicht.

„23“ besteht aus:

Zhang Chunda (Dazi): Gesang, Gitarre

Panpan: Gitarre

Zhuangzi: Bass

Guan Chao: Schlagzeug



<http://www.myspace.cn/twentythree>

<http://23band.spaces.live.com/>

<http://www.douban.com/group/twentythree/>

<http://www.tudou.com/programs/view/m8VcoSMPvbA/> (Video vom Auftritt im Mao Live House in Peking, Mai 2008)

EP:

Title: TW3NTY-TH233

Release Date: Feb. 2008

Label: -

Auf nach China!

... und dort mitreden können

KURSE UND VERANSTALTUNGEN

RUND UM CHINA:

● WWW.KONFUZIUSINSTITUT-LEIPZIG.DE



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院

Das Institut für chinesische Sprache und Kultur

Otto-Schill-Straße 1 / 04109 Leipzig

Telefon 0341 / 97 30 390

E-Mail info@konfuziusinstitut-leipzig.de

Das Frühlingsfest – *Xin Nian kuaile!* 新年快乐 *

Das Frühlingsfest (chin. *chunjie*) ist das wichtigste traditionelle Fest in China und für viele Chinesen, die auf dem gesamten Globus leben. Dieses Fest käme in unserem Kulturkreis einem Zusammenfallen von Weihnachten, Silvester und Geburtstag gleich. Denn tatsächlich wird zum Frühlingsfest der Beginn eines neuen Jahres gefeiert, zu dessen Anlass Familien, die über das Jahr getrennt voneinander leben, wieder zusammen finden. Und am siebten Tag des neuen Jahres („Jedermanns Geburtstag“ *renren shengri*) wird traditionell jeder Chinese ein Jahr älter.



Die Vorbereitungen für das Frühlingsfest beginnen entsprechend der Bedeutsamkeit dieses Anlasses schon lange vor den eigentlichen Festtagen. Ähnlich dem deutschen Frühjahrsputz wird die gesamte Wohnung von oben bis unten gereinigt, um Unglück und Stillstand wegzufegen und um Platz für Neues im kommenden Jahr zu schaffen. Nacheinander bekommen einzelne Berufsgruppen Urlaub, um den Andrang auf die begehrten Reisetickets wenigstens etwas zu mindern. Erst Bauarbeiter, dann Arbeiter, Dienstleister, Bürokräfte, Verwaltungsangestellte. Langsam klingen die Arbeitstage aus und neue

Termine werden immer mehr ins neue Jahr verschoben. Einmal im Jahr steht China nahezu still.

Aber doch nicht völlig, denn ganz egal, wie weit man fahren muss und wie beschwerlich die Reise in die noch so entlegenen Dörfer sein mag – zum Frühlingsfest fahren alle Chinesen in ihre Heimat. Da man oft erst am Abfahrtsort Fahrkarten kaufen kann, sind die Bahn- und Bushöfe mit potentiellen Passagieren überfüllt, die auf ein Ticket warten. Zugfahrtscheine kann man erst acht Tage vor Abreise kaufen, weswegen nachts die Menschen vor den Reisebüros in Schlafsäcken übernachten. Alle sind unterwegs und an den Bahnhöfen müssen zusätzliche Wartehallen eingerichtet werden.

Während des Frühlingsfestes fällt in den U-Bahnstationen Shanghais die verhältnismäßige Leere auf. Alle Arbeiter sind aufs Land gereist. Dafür tummelt sich Landbevölkerung von außerhalb auf der Durchreise überfordert vor Kassenautomaten. Zum Glück ist zusätzliches Personal zur Stelle, das den Umgang mit der Technik erklärt und die Dörfler auf ihre Gleise leitet.

Das Neujahr wird mit Feuerwerk, Drachen- und Löwentänzen begrüßt, sowie natürlich mit einem Festessen im Familienkreis begangen, das sich von Region zu Region unterscheidet und stets symbolischen Charakter trägt: Jiaozi (gedämpfte oder gebratene halbmondförmige Teigtäschchen, gefüllt mit Fleisch und Gemüse) in der Form traditioneller Zahlungsmittel als Zeichen für Reichtum, lange Nudeln für ein langes Leben, Fisch, der ein Homonym zu Wohlstand (*yu*) bildet und deshalb niemals komplett verzehrt wird.

Die jüngeren Familienmitglieder werden mit

Geldgeschenken in roten Papierumschlägen (*hong bao*) bedacht. Eben solche Umschläge werden symbolisch für die verstorbenen Ahnen verbrannt, die extra aus ihren Tempeln angereist sind, um auch am Familienfest teilzuhaben.

Zwar ist Feuerwerk aus Sicherheitsgründen in den Städten verboten. Aber Chinaböller, Heuler und Raketen wurden schließlich in China erfunden. Außerdem gibt es für die Knallerei natürlich einen wichtigen Grund: Vor ewigen Zeiten soll es in China ein Monster namens Nian (*nian* übrigens als Homonym zu „Jahr“) gegeben haben. Und das hatte die unfreundliche Angewohnheit, die Städte des alten China jedes Jahr aufs Neue nach allen Regeln der Kunst zu demolieren. Irgendwann fanden die Chinesen aber heraus, dass sich dieses Ungeheuer vor Feuer, Lärm und der Farbe Rot fürchtete. Daher auch heute noch Feuerwerk und rote Festdekoration.



Den eigentlichen Höhepunkt erreicht die Böllerei aber nicht in der Neujahrsnacht, sondern in der Nacht zum fünften Tag des Frühlingsfestes. An diesem Tag hat traditionell der chinesische Wohlstandsgott Geburtstag. In der Boomstadt Shanghai sagt man heutzutage „CHINESE BUSINESS NEW YEAR“. Das bedeutet: Je mehr man in dieser Nacht mit Böllern und Raketen gen Himmel feuert, desto mehr Geld wird man in diesem Jahr zur Verfügung haben. Da Raketen auch hier relativ teuer sind und Böller eben nicht, greifen die Chinesen bevorzugt auf letztere zurück und zünden sie in den

engen Häusergassen. Während im Westen die Farbeffekte im Vordergrund stehen, soll es in China vor allem eins - krachen. Dass die Sicherheitsbestimmungen hier nicht so streng sind wie in Deutschland, ist hinreichend bekannt. Das neue Jahr wird mit ohrenbetäubendem Lärm begrüßt, so werden die bösen Geister vertrieben und die guten Geister gerufen. Und zwar bis zum Sonnenaufgang. Trotzdem müssen manche pünktlich am Morgen zur Arbeit. Man kann sie an diesem Tag am Regal im Supermarkt lehndend oder im Restaurant stehend schlafen sehen...

In der Volksrepublik China umfasst das Neujahrsfest drei gesetzliche Feiertage, traditionell sind es jedoch fünfzehn, und in der Regel werden fünf bis acht Tage frei genommen. Für das Gedränge, wie es in Bussen, Zügen und Ausflugslokalen dann nach den besinnlichen Feiertagen im Familienkreis herrscht, wenn das bevölkerungsreichste Land der Erde gemeinsam Ferien macht, sind Worte noch nicht gefunden. In der Geschichte des Fremdenverkehrs gibt es kein Beispiel dafür. Das Nationale Urlaubsamt soll errechnet haben, dass jede der hundert wichtigsten Attraktionen des Landes in dieser Zeit von dreimal so vielen Besuchern angesteuert wird, wie sie denkmalpflegerisch, ökologisch und dienstleistungstechnisch eigentlich verkraften würde.

Der Abschluss des Frühlingsfestes, nach zweiwöchigem Reisefieber und Dauerböllerbeschallung, wird am 15. Tag des neuen Jahres mit dem ersten Vollmond im neuen Jahr und dem Laternenfest (*deng jie*) gefeiert. Die Gärten und Tempel werden mit bunten Laternen und Lichtspielen geschmückt und die Ahnen mit Laternenumzügen zurück in ihre Tempel geleitet. Das neue Jahr beginnt nach dem gregorianischen Kalender am 26. Januar 2009 und steht im Tierkreiszeichen des Büffels. Es ist das Mondjahr 4707.

akr ■

*Frohes Neues Jahr!

Großstadttagebuch – Berichte aus Hongkong #2

von Marco Sparmberg

„Sign Here, please!“ (31. August 2008)



Die vergangenen eineinhalb Wochen fuhr und lief ich ganz bewusst durch die Stadt und nahm mir auch immer Zeit für einen kleinen Ausflug in verschiedene Stadtteile - nach meinen Pflichtterminen. Ich befand mich schließlich auf Wohnungssuche und hatte zudem noch eine harte und knappe Deadline. Innerhalb der ersten zwei Wochen musste ich etwas gefunden haben, da dann meine Unterkunftsmöglichkeit im Hostel zum einen auslief und zum anderen zu teuer werden würde. Ich suchte mir also drei Stadtteile aus, die sowohl optisch als auch infrastrukturell ansprechend waren sowie von Freunden empfohlen wurden. Zwei der Stadtteile befanden sich auf HK Island, Sai Wan Ho und Shau Kei Wan, und einer auf der Festlandseite im nördlichen Kowloon, Shek Kip Mei. Letzterer sollte sich als Sozialwohnungsbausiedlung erweisen und war daher von vornherein tabu für einen Wailo wie mich. Also startete ich die Suche in Sai Wan Ho. Keith, ein einheimischer Freund, den ich seit letztem Jahr gut kenne und schätzen gelernt habe, half mir bei der Suche, um so meine offensichtlich geringen Chancen zu verbessern. Wir liefen also in eine der zahllosen Wohnungsagenturen und begannen die ersten Sondierungsgespräche. Nach 10 Minuten

war bereits klar, dass es für mich hier nichts zu holen gibt. Eine ca. 20 m² „Wohnung-In-einer-Wohnung“ lag hier schon bei 6000 HKD (Hong Kong Dollar). Damit war mein Limit bereits überschritten, da ich genau unter diesem Betrag bleiben wollte. Hinzu kam, dass die Deckenhöhe des besagten Objektes viel zu niedrig war, das konnte mir sogar der Agenturangestellte in seinem dürren Englisch leicht verständlich machen. Unterm Strich empfahl man uns, den Stadtteil zu wechseln. Billiger wären Mongkok, Hung Hom oder Kwun Tong. Alles auf der Festlandseite und alles sehr alte Stadtteile, was selbstverständlich den Zustand der verfügbaren Wohnungen gleich mit beschreibt. Da ich Mongkok und Hung Hom schon kannte – aus meinem Aufenthalt im letzten Jahr – und als nicht unbedingt wohnenswert für einen längeren Zeitraum befand, entschieden wir uns, unser Glück in Kwun Tong zu versuchen. Im dortigen U-Bahnhof angekommen, entpuppte sich dieser Stadtteil als die Essenz des Hong Konger Städtebaus. In der einen Hälfte drängten sich riesige Glasneubauten mit illustren Namen wie „APM“ oder „Millennium City No. 2“ und auf der anderen Seite schlängelte man sich durch einen der ältesten und unter den Einheimischen

sehr bekannten Straßenmarkt, gesäumt von Häusern aus den 1950er- und 1960er-Jahren.

Nachdem Keith und ich die ersten Agenturen erfolglos abgeklappert hatten, wurden wir letztlich durch Zufall doch noch fündig. Schon beim Betreten der Agentur merkte man, dass etwas hier anders ist als bei den vorherigen. Beim Türöffnen musste man als erstes aufpassen, nicht auf den lethargischen Mopp der Besitzerin zu treten. Nach den ersten gewechselten Sätzen war klar, dass die Agenturchefin sehr freundlich, hilfsbereit und vor allem ehrlich war. Sie zeigte großes Verständnis für meine Lage und wollte helfen. Somit spulte sie nicht ihre Standardwohnungsliste ab, wie es alle vorherigen getan hatten, sondern startete eine gut gelaunte Telefonrunde, um Infos von Bekannten zu sammeln. Nach ca. einer Stunde hatte sie eine Handvoll Objekte organisiert, die wir nun begehen konnten. Die erste große Lektion des Tages hieß also Geduld haben und Zeit mitbringen. Während dieser Stunde Wartezeit kam eine ganze Familie in die winzige Agentur und suchte ebenfalls nach einer Wohnung. Die beiden Töchter wollten endlich eine eigene Wohnung haben. Das war also eine Familienangelegenheit, die erst einmal gründlich in der Agentur selbst ausdiskutiert werden musste. Der Ton wurde von Minute zu Minute lauter und es begannen immer mehr Leute durcheinander zu schreien. Für einen Europäer, der leider nur sehr bedingt Kantonesisch versteht, sah es so aus, als ob hier der große Familienstreit ausgefochten wurde. Keith erklärte mir jedoch, dass es jetzt schon gar nicht mehr um die Wohnung ginge, sondern um ganz banale Dinge, wie das Wetter sei und welches Geschäft gerade eröffnet wurde. Die zweite Lektion des Tages hieß also: Je lauter das Gespräch, desto gewöhnlicher der Inhalt. Irgendwie wird hier der Mangel an Informations- und/oder Inhaltsdichte durch tonale Expansion kompensiert. Ein Phänomen, das man vor allem auf der Straße bei älteren Menschen erlebt. Die Familie

verließ die Agentur nach ca. 45 Minuten und hatte eigentlich nur der Chefin Bescheid sagen wollen, dass sie nach einer Wohnung Ausschau halten und in einer Woche nochmal vorbeikommen.

Nun konnten wir endlich auch unsere Objektbesichtigung beginnen und liefen von einem Haus zum anderen, mitten durch die überquellenden Marktgässchen des alten Teils von Kwun Tong. Vorbei an bizarrsten Obstsorten und mitten durch auf den Gehweg gefallenen Fisch. Die Agenturchefin schien mehr als nur bekannt zu sein im Viertel. Es stellte sich heraus, dass sie das Ansehen einer „Großen Schwester“ (姐姐) hat und mich spontan an Coppolas „Der Pate“-Trilogie erinnerte. Nach fünf Besichtigungen entschied ich mich für das Objekt, das direkt an der U-Bahnstation lag. Es bot schon einiges an Inventar, was in meiner Situation als vollkommen neu Zuziehender ungemein praktisch war. Wir gingen also zurück zur Agentur, um alle Formalitäten zu erledigen. Da stellte sich jedoch heraus, dass mein Wunschobjekt nicht von ihrer Agentur, sondern von einer anderen angeboten wurde. In Deutschland wäre das wahrscheinlich ein unüberwindbares Hindernis. Hier sagt man „kein Problem, ich regel das und begleite sie zur anderen Agentur“. Gesagt getan. Nachdem wir mit sogenannten Dragoneye-Früchten (ähnlich einer Lychee) und Safttee bewirtet worden waren, ging es zur anderen Agentur. Dort warteten schon die Vermieterin und die Mietvereinbarung zum unterzeichnen. Jeder war hier sehr freundlich und zukommend, obwohl niemand außer Keith mit mir kommunizieren konnte. Alles aber kein Problem. Schließlich wurde ich in den zahllosen vorhergehenden Gesprächen mit meinem Begleiter Keith, im Grunde eher beiläufig und subtil, genauestens überprüft. Auch mein Vertrauen erweckendes Gesicht (zumindest für Chinesen) trug dazu bei, dass ich als würdig befunden wurde, die Wohnung zu mieten. Wenngleich ich auch nur sehr wenig

auf dem Mietvertrag entschlüsseln konnte, war doch alles „sauber“ und regelrecht. Letztlich gingen alle Parteien zufrieden und glücklich auseinander. Auch wenn ich an diesem Tag kaum ein Wort gesprochen hatte, hatte ich dennoch erfolgreich meine erste Wohnung in Hong Kong erobern können. Ohne meinen einheimischen Begleiter Keith wäre das bestimmt nicht so reibungslos verlaufen und ich wäre in so manche tiefe Wailo-Falle getappt.

„German Kleinigkeiten“ (5. September 2008)

Hong Kong ist ein wahres Sammelbecken an Kuriositäten und eine riesige Fundgrube für den aufmerksamen Betrachter. So begegnet man überall in der Stadt kleinen Inseln deutscher Sprache und Kultur. Angefangen von den zahlreichen Vertriebsgeschäften namhafter Sanitätseinrichter oder Reiseutensilhersteller bis hin zu Restaurants und Pubs mit deutschen Namen und pseudo-deutscher Gastlichkeit. Es gibt zum Beispiel das „Cafe Einstein“, das Restaurant „König Ludwig“ oder die Bar „Schnurrbart“. Es kann aber auch zu eklatanten interkulturellen Missverständnissen kommen, wenn man das Wort „Bauhaus“ nicht präzise in einen geschichtlichen Hintergrund einordnet. So denkt der Hong Konger in erster Linie an eine Kette von Shops, die sich auf Jeanshosen spezialisiert hat, aber nicht an Architektur. Auch findet man eine gehobene Bäckereikette, vorzugsweise in ausgesuchten U-Bahnhöfen, die den Namen „Das Gute“ führt. Leider wird hier mal wieder mein Verständnis für Marketingstrategien auf eine harte Probe gestellt. Die Wirkung von deutschen Namen als vermutlich Qualität suggerierendes Produkt auf die einheimischen Verbraucher scheint doch nur marginal zu sein, in einer Stadt, in der die Minderheit Englisch spricht und deutsche Einwohner ohnehin dünn gesät sind. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass ein Kantonese Worte wie „Gute“

oder „Bauhaus“ nur mit großen Mühen über die Lippen bringt. Aber dennoch scheint es ein schleichendes Phänomen, vor allem in der Popkultur, zu sein. Bei einer meiner täglichen Busfahrten sah ich eine dieser hippen „Road Shows“ im buseigenen Fernseher. Die Moderatorin war wieder eine dieser viel zu jungen und komplett austauschbaren chinesischen Blitzberühmtheiten. Das Interessante daran war jedoch weder sie noch die Sendung, sondern ihr T-Shirt mit dem Aufdruck eines Stierkopfes und der Unterschrift „Stierkampf“ – auf Deutsch natürlich! Nach einem anfänglichen Schmunzler war ich doch leicht entsetzt, dass so etwas wie ein Stierkampf hier zu einer Art Popgegenstand glorifiziert und in eine jugendlich orientierte Mainstream-Show eingebettet wurde. Vermutlich hatten weder die Moderatorin noch die KostümbildnerIn vom Sender auch nur die geringste Ahnung, was das Wort heißt oder das T-Shirt aussagen könnte. Aber sowas scheint hier nur von nebensächlicher Bedeutung zu sein. Die Freiheit des Mainstreams liegt eben im Mittelpunkt. In Deutschland hätte es in dieser Situation vermutlich einen Eklat mit Tierschutzverbänden gegeben...

„Phillipina Sunday“ (7. September 2008)

An diesem Sonntag hatte ich mir etwas vorgenommen, das ich in den vergangenen HK-Aufenthalten nie geschafft hatte: einen Ausflug nach Lamma Island. Lamma wird von jedem als paradiesische Insel mit 2 kleinen Fischerdörfern beschrieben und ist schließlich auch der Geburtsort von Schauspiellegende Chow Yun Fat - somit also Grund genug, nun einmal dorthin aufzubrechen. Zusammen mit Sami, einem Studienfreund von der Uni, wollte ich nun endlich diese längst überfällige Wallfahrt begehen. Wir trafen uns im Stadtteil Central und wollten vom dortigen Pier 4 mit der Fähre zur Insel übersetzen. Im Grunde ein Plan ohne wirkliche Hindernisse, sollte man meinen.



Allerdings tritt jeden Sonntag ein wohl einzigartiges Spektakel in Erscheinung, das nur schwer zu erfassen ist. Philippinische Frauen tummeln sich zu Tausenden auf den Straßen der Banken- und Konsumviertel auf Hong Kong Island. Sie sitzen, liegen, stehen, spielen, tanzen, singen, essen - alles auf der Straße und im komplexen Fußgängerbrückensystem der Insel. Die Geräuschkulisse ist immens und ein Vorankommen stark erschwert. Man erklärte mir, dass diese Frauen alle Haushälterinnen, Dienst- oder Kindermädchen bei zahlreichen Hong Konger Familien sind, deren Einkommensgrenze mindestens ein Stückweit über dem Normalwert liegt. Also im Grunde all jene, die genau in diesen Stadtvierteln ihren Arbeitsplatz besitzen. Diese philippinischen Angestellten werden traditionell für diese Jobs angestellt und leben auch bei ihren Arbeitgebern mit in der Wohnung. Sonntags haben sie ihren freien Tag und treffen sich, um gemeinsam den Tag zu verbringen. Man könnte die Szenerie somit gut als eine wöchentliche und stille Rebellion bzw. Inbesitznahme der heiligen Gebiete der Arbeitgeber betrachten. Weitere soziologische Interpretationen drängen sich hier natürlich auf, aber dieses Spektakel sollte wirklich jeder selbst erleben und deuten... Sami und ich kämpften uns nun also durch die unbeweglichen Menschenmassen vor bis zur rettenden Fähre und fuhren nach Sok Kwu Wan, einem von den zwei kleinen Dörfern auf

Lamma, und nahmen dann den Weg nach Yung Shue Wan. Die Insel wird als natürliches Idyll von den Einheimischen beschrieben. Für Hong Konger mag das stimmen, aber all jenen, die schon einmal wirklich in der Natur waren, offenbart sich ein Geflecht aus Betonwanderwegen, kleinen Touristenvillen und gänzlich zivilisiertem „Dschungel“ mit einem Sack voll Regularien und Hinweisschildern. Selbst ein Hund bekommt hier eine quadratmetergroße Sandfläche am Wegesrand zugewiesen, in der er seine Natürlichkeit ausleben soll. Das Ganze ist wohl eher mit einem der innerstädtischen Parks zu vergleichen als mit einer unberührten Insel. Mehr Kuriositäten und Lebensgeschichten aus der Stadt des Drachen im nächsten Bericht.

Aktuelle Bilder aus HK gibt es unter:
<http://www.flickr.com/photos/medienmarco>

Marco Sparmberg arbeitete als Mediengestalter Bild und Ton an der Bauhaus-Universität Weimar und studiert zur Zeit MFA Film, TV & Digital Media an der Hong Kong Baptist University.



Yungang-Grotten bei Datong, Provinz Shaanxi

(Foto: Thomas Baier)

Von China nach Japan und zurück

von Daniel Kremers

Kein Ratgeber für ein Praktikum im Ausland: Für viele junge AusländerInnen wird die Ausbildung in Japan zu einem Leidensweg.



„Wir haben gehört, dass man hier ein bisschen Geld verdienen kann.“ Deshalb seien sie nach Japan gekommen, die drei chinesischen Auszubildenden, die jetzt in einem gewerkschaftlich besetzten Motorradgeschäft in Tokio wohnen. Sie waren von ihrer Ausbildungsstelle, einem landwirtschaftlichen Großbetrieb und einer Stahlbaufirma geflohen. Ihre Arbeitgeber hatten sie nicht bezahlt, wohl aber misshandelt. Jetzt warten sie auf die Auszahlung ihrer „angemessenen Entschädigung“. Lohn wird den circa 200.000 heute in Japan arbeitenden ausländischen Auszubildenden nicht gezahlt, ihnen steht lediglich eine knapp bemessene „trainee allowance“ zu (vgl. JITCO 2008: Internet). Sie werden vom Gesetz auch nicht als Arbeitnehmer anerkannt, und hier nehmen viele ihrer Probleme ihren Anfang.

Ausländische Auszubildende genießen keinen Arbeitnehmerschutz und haben keinen Anspruch auf Entschädigung bei Arbeitsunfällen. Ihnen werden Unterkünfte und Arbeitsplätze zugeteilt, das Recht auf freie Wahl des Wohnsitzes und des Berufs gilt nicht für sie. Immer wieder werden Fälle von Missbrauch durch Arbeitgeber bekannt. Ausweisdokumente werden konfisziert, Mobiltelefone verboten,

Arbeitspläne manipuliert, Überstunden schlecht oder gar nicht bezahlt. Laut Ippei Torii von der Zentōitsu Workers Union (ZWU) seien auch sexuelle Belästigungen keine Seltenheit. Die ZWU ist eine der wenigen Gewerkschaften in Japan, die auch ausländische Mitglieder aufnimmt. Sie hat sich in den letzten Jahren zu einer wichtigen Beratungsstelle für ausländische Auszubildende und PraktikantInnen entwickelt, von denen heute circa 80 Prozent aus der Volksrepublik China kommen.

Um zu verstehen, wie es zu dieser Situation kommen konnte, muss man sich die Lage des japanischen Mittelstandes vergegenwärtigen, in dem die große Mehrheit der ausländischen Auszubildenden beschäftigt ist. Die japanische Industrie ist stark hierarchisch organisiert. Sie ist gekennzeichnet von einem Dualismus großer Export orientierter, oft multinationaler, Konzerne und kleiner Zulieferbetriebe. Die kleinen und mittleren Betriebe leisten die Vorproduktion und operieren meist im Billiglohnssektor. Das macht es für viele japanische Industrieunternehmen unrentabel, ihre Produktion ins Ausland zu verlagern. Eine andere Folge davon ist aber, dass der Mittelstand permanent unter Druck steht. Bei guter Konjunktur, wie in den 1980er Jahren, wird er gezwungen die Produktivität zu steigern, bei wirtschaftlicher Flaute hingegen, wie in den 1990er Jahren, wälzt die Großindustrie die Kosten auf ihn ab. Dieser Druck wird letztlich an die Beschäftigten weitergegeben und sorgt dafür, dass die Arbeit im japanischen Mittelstand für Einheimische wenig attraktiv ist.

Als die japanische Regierung 1980 das *International Training Program* (ITP) ins Leben rief und dafür die Visumskategorie „Ausbildung“

(*kenshū*) schuf, war der deklarierte Anspruch, einen Beitrag zur Entwicklungshilfe für asiatische Schwellenländer zu leisten. Junge AusländerInnen sollten sich in Japan für drei Jahre mit fortschrittlichen Arbeitsmethoden und Technologien vertraut machen. Dahinter mag auch die Überlegung gestanden haben, Japans Mittelstand mit billigen Arbeitskräften zu versorgen. Ganz sicher aber war dies das wesentliche Motiv für die Reform des Einwanderungsrechts von 1990. Dafür spricht auch, dass 1993 das ITP durch das *Technical Internship Program* (TIP) ergänzt wurde. Auch hierfür wurde eine neue Visumkategorie geschaffen. Mit dem Status „besondere Aktivitäten“ kann man sich seitdem zwei Jahre legal in Japan aufhalten. Der Anteil an praktischer Arbeit ist im TIP größer als beim ITP, es werden Löhne gezahlt und die Teilnehmer sind verpflichtet, sich bei den öffentlichen Sozial-, Gesundheits- und Pensionskassen anzumelden (vgl. JITCO 2008: Internet).

Im Licht der Einwanderungsreform von 1990 ist auch die Gründung der *Japanese International Training Cooperation Organization* (kurz: JITCO) zu sehen. Etwa 70 Prozent der ausländischen Auszubildenden und PraktikantInnen werden von ihr vermittelt. Diese als gemeinnützig eingestufte Organisation geht auf die Initiative von fünf Ministerien zurück. An ihrer Gründung waren beteiligt: das Justiz-, das Außen-, das Arbeits- und Wohlfahrts-, das Wirtschaftsministerium sowie das Ministerium für Infrastruktur und Verkehr. Auch wurden 1990 die Bestimmungen für die auszubildenden Betriebe gelockert. Seitdem können Kleinbetriebe mit weniger als 20 Angestellten ausländische Auszubildende anwerben. Da die Anzahl von erlaubten Auszubildenden aber immer noch an die Größe der Gesamtbelegschaft gebunden ist, haben sich zahlreiche Kleinbetriebe zu Körperschaften zusammengeschlossen, um so mehr Auszubildende zu erhalten. Besonders innerhalb dieser Körperschaften ist die Zahl von ITP-Teilnehmern in den letzten Jahren erheblich gestiegen. Von

den circa 75.000 ITP-Einsteigern im Jahr 2005 gingen 44.000 an solche Körperschaften (vgl. ANFT 2006: 72).



Diese Kleinbetriebe greifen auf das ITP zurück, weil sie in den ausländischen Auszubildenden und PraktikantInnen vor allem eines sehen: billige Arbeitskräfte. Selbst wenn sie wollten, sie hätten gar nicht die Mittel, um an fortschrittlichen Technologien auszubilden. Darüber hinaus investieren Arbeitgeber nur ungerne Zeit in Auszubildende, von denen feststeht, dass sie nach drei Jahren das Land wieder verlassen müssen (vgl. Asahi Shinbun 7.6.2008: 3). JITCO oder staatliche Institutionen üben kaum Kontrolle innerhalb der teilnehmenden Betriebe aus. Die Zahlen der ITP-Teilnehmer in den einzelnen Wirtschaftszweigen machen deutlich, dass das ITP seinem Anspruch von Entwicklungshilfe und Technologietransfer nicht gerecht werden kann. Unter allen von JITCO vermittelten Auszubildenden arbeitet circa ein Drittel in der Textilindustrie. Weitere 15 Prozent arbeiten in der Lebensmittelherstellung, 7 Prozent in der Landwirtschaft. Auf technologisch anspruchsvolle Bereiche wie Elektronik, Feinmechanik und Maschinenbau entfallen zusammen gerade einmal 13 Prozent (vgl. ANFT 2006: 76). Dies spiegelt sich auch in der Arbeitslosenquote ehemaliger ITP-Teilnehmer wieder: Im Jahr 2000 lag sie laut dem Japanischen Solidaritätsnetz für Migranten (SMJ) bei 50 Prozent (vgl. SMJ 2006: 48).

Aber auch in den Herkunftsländern der Auszubildenden wird von dem System profitiert; vor allem private und staatliche Vermittlungsagenturen und Kreditinstitute. Die eingangs erwähnten drei chinesischen Auszubildenden, die wir im März 2008 in Tokio interviewten, berichteten uns, sie hätten in China Fernsehwerbungen von Vermittlungsfirmen gesehen. Um den Flug und die Vermittlungsgebühr zu bezahlen, hätten sie dann Kredite aufgenommen. Andere ITP-Teilnehmer hätten ihre Häuser mit Hypotheken belastet, um nach Japan zu kommen, so Ippei Torii. In Japan sind die Einkünfte dann aber entgegen den Erwartungen oft so niedrig, dass sie gerade einmal den minimalen Bedarf decken können. Vielen Auszubildenden fällt es schwer auf den Rückflug zu sparen, geschweige denn ihre Schulden abzahlen.

In der japanischen Öffentlichkeit ist dieses Ausbildungssystem kaum bekannt, und noch weniger sind es die damit verbundenen Probleme und Schicksale. Die Auszubildenden leben abgeschottet vom japanischen Alltag in Sammelunterkünften und haben oft gar nicht die Zeit und das Geld, sich frei im öffentlichen Raum zu bewegen. Genauso wenig scheint man sich in den Herkunftsländern der Probleme bewusst zu sein. Als es in China 2005 zu den sogenannten „Anti-Japanischen“ Kundgebungen kam, fanden sich unter den Demonstranten auch solche, die ein Ende des „ausbeuterischen Ausbildungssystems“ forderten. Ihre Stimmen verklangen ungehört und gingen unter im Geschrei der nationalistisch aufgehetzten Masse.

Literatur:

Solidarity Network with Migrants Japan (2006): Gaikokuseki jūmin to no kyōsei ni mukete – NGO kara no seisaku teigen (*Zum Zusammenleben mit Bürgern ausländischer Staatsbürgerschaft – Politikvorschläge von NGOs*). Tokio, Imin rōdōsha to rentai suru zenkoku nettowāku (Solidarity Network with Migrants Japan).

Advocacy Network for Foreign Trainees (Hg.) (2006): Gaikokujin kenshūsei – Jikyō 300 en no rōdōsha: Kowareru jinken to rōdōkijun (*Ausländische Auszubildende – ArbeiterInnen für 300 Yen Stundenlohn – verletzte Menschenrechte und Arbeitsstandards*). Tokio, Akashi Shoten.

Asahi Shinbun vom 7. Juni 2008: Seite 3.

Links:

<http://www.zwu.or.jp>
<http://www.k-kenri.net>
<http://www.jitco.or.jp>

Daniel Kremers studierte Japanologie und Politikwissenschaften in Leipzig und Tokio und befasste sich in seiner Magisterarbeit mit den politischen Positionen und Aktivitäten der Zentōtsu Workers Union. 2008 drehte er zusammen mit Tilman König den Dokumentarfilm „Saure Erdbeeren – Japans versteckte »Gastarbeiter«“. Seit Oktober promoviert er an der Graduiertenschule „Gesellschaft und Kultur in Bewegung“ an der Martin-Luther-Universität Halle.

飲酒

[晉] 陶淵明 (365–427)

結廬在人境，而無車馬喧。
問君何能爾，心遠地自偏。
采菊東籬下，悠然見南山。
山氣日夕佳，飛鳥相與還。
此中有真意，欲辨已忘言。

Beim Weingenuß

Tao Yuanming (365–427, Jin-Dynastie)

Mein Heim ward errichtet im Tumult der Menschen,
doch ist hier kein Holpern, kein Schrei zu vernehmen.
Wie könnte dies sein, so magst du mich fragen?
Mit dem Herz in der Ferne verstummen die Orte.
Am östlichen Zaune brech' ich Chrysanthemen,
Bedächtig die Berge im Süden beschauend.
In Bergluft, des Abends so klar, so rein,
ziehen Vögel dahin, in Paaren zu zweien.
All dies, so spür' ich, trägt tief're Bedeutung,
ich möcht' sie benennen, doch vergaß, ach, die Worte.

lg

Ohne Kimchi kann kein Koreaner überleben

von Torsten Grigull



Die Entscheidung nach Südkorea zu gehen, wurde sehr spontan von mir getroffen. Bis jetzt weiß ich nicht, wieso ich mich für Südkorea entschieden hatte. Womöglich lag es einfach daran, dass ich beim Klang von 'Korea' plötzlich das Gefühl von Abenteuer und etwas Neuem verspürte.

Die Flugkosten nach Korea schienen zum Zeitpunkt der Buchung nahe zu explodieren. Ich wurde geschockt von hohen Lebenshaltungskosten, jedoch im gleichen Moment mit einer Unterstützung seitens meiner Hochschule, der Hochschule für Telekommunikation Leipzig, versehen. Jedoch ergaben sich Verwirrungen durch die Umstrukturierung der Geldverteilung innerhalb der Hochschule, wodurch eine Unterstützung plötzlich dahinzugehen schien. So versuchte ich es u.a. auch, meinen sechsmonatigen Trip über den DAAD finanzieren zu können.

Der DAAD-Antrag für sich war schon eine Bestrafung, die man wohl einfach über sich ergehen lassen muss. Ich sagte mir noch, dass sie durch ein so komplexes Bewerbungsverfahren für den kurzfristigen Auslandsaufenthalt zum Schreiben einer Abschlussarbeit sicher nur die Saat vom Weizen trennen wollten. Ich schlitterte von einem Zufall in den

anderen. Plötzlich hatte ich zwei Professoren, die mich empfahlen, und ein Thema für meine Abschlussarbeit bei einem der beiden. Ich war froh über die komplette Vollständigkeit aller Unterlagen und malte mir schon einen Erfolg der Bewerbung aus, da die Telefongespräche mit meiner DAAD-Verantwortlichen eher positiv klangen. Doch dann kam, als ich mich bereits in Korea einlebte, die Absage des DAAD. Eine ordentliche Begründung ist mir dieser bis heute schuldig geblieben. Aus dem Tenor lässt sich jedoch heraushören, dass ich etwas fehlplatziert wirke in dem Programm 'kurzfristiger Auslandsaufenthalt zum Schreiben einer Abschlussarbeit'. Diese Merkwürdigkeiten ergeben sich einfach, wenn man einer der ersten Bachelor dieses Landes ist, und eine Diplom-1:1-Brille nicht funktionieren kann. Denn das sechste Semester in meinem Studiengang ist zu gleichen Teilen in ein praktisches und ein theoretisches Feld geteilt. Somit besteht mein 6. Semester sowohl aus einem Praktikum als auch der Bearbeitung einer Bachelorarbeit. Mit solchen Vorstellungen reiste ich also nun nach Korea, genauer nach Daejeon.

Nach circa 16 Stunden Flug kam ich am 1. März 2008 am Flughafen in Seoul an. Nach einem Telefonat mit meinem Verantwortlichen vor Ort versuchten wir unser Glück, den richtigen Bus zu unserem Ziel zu finden. Zum Glück hatte die dortige Universität, die *Information and Communications University Daejeon*, kurz: ICU, alle wichtigen Sachen in einem Papier zusammengefasst. So sollte man abhängig von der jeweiligen Situation eine bestimmte Seite aus einem kleinen Leitfaden zeigen. Dadurch verstanden die Koreaner, dass wir erstens deren Sprache (noch) nicht sprechen und zweitens es wohl jemand anderen geben

wird, der ihnen aus dieser Situation heraus hilft. Mit einigen Umwegen erreichten wir erst mit Jun-gil LEE unseren Verantwortlichen und dann auch den Supervisor unserer neuen Bleibe, einem kleinen koreanischen Wohnheim im Norden von Daejeon. Es war ein relativ gemütliches Wohnheim mit 8 Gebäuden. Keines größer als 5 Stockwerke und gemauert aus roten Ziegelsteinen. Überhaupt sah die ganze Umgebung beim Spaziergang am nächsten Tag anders aus als die davor gesehenen leichten, teilweise etwas schiefen oder architektonisch gewagten Bauten. Die Gegend wurde 'Science Town' genannt. Wir fuhren am selben Tag auch bereits in die Universität, obwohl es Sonntag war. Dort trafen wir den ersten Menschen, der mich noch eine ganze Weile begleitete. Hasan, ein Bangladeschi, war so freundlich, uns die erste koreanische Mahlzeit seit Ankunft in Korea zu zeigen. Das Essen hieß Tschamtschi-Kimchi-Bokuembap und bedeutet soviel wie Thunfisch gemischt mit Kimchi und einem auf offener Flamme gemischten Reis. Es war so scharf, dass ich es nur zur Hälfte aufessen konnte. Durch Kimchi erhielt das Essen einen sehr strengen und feurigen Geschmack. Kimchi selbst ist ein in Chilipulver und Chilischoten eingelegerter Chinakohl. Je nach Belieben wird der Kimchi in diesem scharfen Saft eine bestimmte Zeit vor sich hin gären gelassen. Der Kimchi war seitdem unser ständiger Begleiter. Zu jedem Essen unabhängig von der Tageszeit gab es Kimchi als Beilage, oder Hauptgericht. Es ist einfach ein Nationalgericht. Laut den koreanischen Nachrichten wurde auch eine spezielle Art von Kimchi für die erste koreanische Astronautin erfunden. Denn angeblich kann kein Koreaner ohne Kimchi überleben und wird diesen schon nach kurzer Zeit vermissen. Denn Kimchi hilft in allen Lebenslagen und beugt angeblich auch gegen Krebs vor. Die koreanische Küche allgemein wird als sehr gesund und ausgewogen eingestuft. Durch die hohe Vielzahl an Beilagen und die Frische vieler Produkte sind die Koreaner sehr stolz

auf ihre Gerichte.

So verlebten wir also unsere Zeit in einer internationalen Umgebung mit einem Anteil von circa 20% Ausländer von insgesamt 2000 Studenten. Im Gegensatz zu deutschen Universitäten stellen dabei die Chinesen nicht den größten Anteil sondern die Vietnamesen. In Korea lernen die Schüler Englisch als erste Sprache und Chinesisch oder Japanisch als zweite. Als dritte Sprache wird dann Französisch, Deutsch oder Spanisch gelernt. Jedoch wird meistens die deutsche Sprache bevorzugt. Koreaner haben im Gegensatz zu allen westlichen Ländern weniger Probleme, die japanische oder chinesische Sprache zu erlernen. Japanisch ist von der Grammatik relativ ähnlich und lässt sich leicht lernen und Chinesisch ist leicht erlernbar aufgrund der großen Verwandtschaft zueinander. In der Vergangenheit wurde Hanja in der koreanischen Bevölkerung gesprochen. Das Problem war dabei die Komplexität der Sprache durch die hohe Anzahl von Symbolen, und der Aufwand, der betrieben werden muss, um einen einfachen Brief zu schreiben. So ergab es sich, dass ein hoher Anteil Analphabeten existierte und die frühere Führung des Landes eine Reform der Sprache und Schrift initialisierte, die eine komplette Abwendung von den alten chinesischen Wurzeln bedeutete. Das heutige Schriftsystem basiert auf einem Alphabet, bestehend aus 14 Konsonanten und 14 Vokalen. Diese können miteinander verbunden werden und ergeben ein Symbol. Dieses Symbol erzeugt einen Klang und hat eine Bedeutung. Teilweise sind hierbei noch die alten Verbindungen zum Chinesischen erkennbar. So ist die heutige Situation, dass drei Symbole existieren, die alle die gleiche Bedeutung haben, aber aus einer anderen Sprache stammen (meistens chinesisches, neu-koreanisch, englisch).

Sofern man nun also etwas Koreanisch sprechen kann, ist man in der Lage, das Uni-

versitätsgelände auch ohne koreanische Begleitung verlassen zu können. Gerade als Deutscher wird man in Korea überall mit offenen und verständnisvollen Armen empfangen. Zeigt man einigen Integrationswillen und kann auch schon einige Brocken der Sprache sprechen, ist man oben auf und kann die Tiefen der koreanischen Gastfreundschaft genießen.

Die Religionen, die in Korea vertreten sind, sind überwiegend christlich und buddhistisch. Es existieren noch viele alte buddhistische Tempel. Die amerikanisch-evangelischen Kirchen gewinnen jedoch immer mehr an Einfluss. Es existieren in bestimmten Straßenzügen bis zu zehn christliche Kirchen. Überhaupt sind die US-amerikanischen Einflüsse in Südkorea unverkennbar. Die Firmenorganisation, das Marketing, die Firmennamen und die Ausrichtung des Marktes an sich sind an den großen „Beschützer“ angelehnt.

In der Arbeitsumgebung, in der ich arbeiten durfte, war es üblich bis spät in die Nacht zu arbeiten. Dabei wurde sich auch immer an die Zeiten des Professors gehalten, wann dieser z.B. die Universität verlässt oder betritt. So war es keine Seltenheit zwischen 3–4 Uhr nachts endlich die Reise zum wohl verdienten Schlaf anzutreten. In der Prüfungsphase, die neben der Laborarbeit auch noch existierte, wurde gar kein Schlaf mehr genossen. Umso ausgiebiger wird jedoch das Ende dieser Phase gefeiert. Meistens endet es in einem sehr betrunkenen Haufen von Koreanern, die es teilweise nicht mehr bis nach Hause schaffen und sich unterwegs mitten auf der Straße zum Schlafen legen. Mit einem Arbeitsverhältnis zu Samsung oder LG, die größten Elektronikfirmen Südkoreas, sind solche Firmenausflüge dann häufig. Je nach Anlass wird bereits zum Mittag mit einer Flasche Soju angestoßen. Dabei schenkt man sich niemals selbst ein. Wenn das Glas einer Person leer ist, fühlt man dieses gleich wieder auf. Ist man jünger als

die/der Gegenüber, so reicht man den Alkohol mit zwei Händen bzw. nimmt diesen mit einem Glas und zwei Händen entgegen. Außerdem schaut man sich beim Trinken nicht an. So existieren viele Regeln und Grundsätze, die zu beachten, aber schnell erlernbar sind.



Die koreanische Kultur ist also starken Einflüssen aus den Nachbarländern und vor allem den USA ausgesetzt. Auf dem Land ist es noch möglich, das alte Korea entdecken zu können, welches eine beeindruckende Natur bietet. Seoul und Jeju Island sind dagegen die Anlaufzentren für die Massen. Seoul ist dabei ein Land für sich selbst. Durch die unheimliche Einwohneranzahl von 14 Millionen Menschen nimmt sie ein Viertel des Landes auf – dicht gedrängt im Nord-Westen des Landes, rund 50 Kilometer entfernt von der nordkoreanischen Grenze. Busan ist die zweitgrößte Stadt des Landes mit 5 Millionen Einwohnern und liegt im Süd-Osten direkt am Pazifik. Durch die Nähe zu Japan ist Busan auch ein wichtiger Handelsplatz mit der in der Nähe liegenden Stadt Fukuoka. Daejeon liegt genau zwischen diesen beiden Städten im Zentrum des Landes. Die Stadt liegt also geschützt vor extremen Wettereinflüssen in einer hügeligen Landschaft. Sofern der Wind ungünstig steht und aus Richtung China weht, wird in den Nachrichten davor gewarnt. Die Menschen tragen dann Schutzmasken und fluchen über diese Chinesen. In der ersten Zeit empfand ich dieses sehr extreme Verhalten für über-

trieben. Doch schon nach einiger Zeit leuchteten mir deren Bedenken ein. Denn es fing eines Tages an zu regnen. Was dabei vom Himmel herunter kam, war alles andere als normaler Regen. Es war eine Mischung aus Sand, Wasser und einigen anderen gelösten Sachen. Seitdem hörte ich auch sehr interessiert den Wetterdienst. Überhaupt versucht Korea sich gegen den großen Nachbarn zu behaupten.

So sind hiesige Produkte der KleidungsHersteller billiger als die chinesischen. Durch Einfuhrzölle und Marketing werden die chinesischen Produkte teilweise schlecht gemacht. Koreaner sind dabei besonders drauf bedacht, die eigene Wirtschaft zu schützen. Der koreanische Markt wirkt sehr abgeschirmt und für ausländische Investoren wenig interessant. Die Mobilfunksparte ist beherrscht von Samsung und LG. Von den ausländischen Unternehmen findet sich nur Motorola wieder. Die Ansprüche an diese Sparte sind sehr hoch, da jeder Kunde schon heute IPTV und TV über DVBT genießt. Während der olympischen Spiele war es lustig anzuschauen, wie viele Koreaner mit ihrem Mobiltelefon durch die Straßen liefen und die olympischen Spiele auf diesem live mitverfolgten. ■

Torsten Grigull hat Telekommunikationsinformatik an der Hochschule für Telekommunikation in Leipzig studiert.

Rollenspiele – Ma Canrong zu Besuch in Münster

Die Proteste vor dem Erbdrostenhof fielen schwach aus, als der chinesische Botschafter Ma Canrong dort am Abend des 1. Juli 2008 einen Vortrag über Chinas Situation kurz vor der Olympiade hielt. Das mag daran gelegen haben, dass der Vortrag von den Organisatoren relativ still geplant wurde. Einem chinesischen Kommilitonen, der trotzdem davon erfahren hatte, rieten Vertreter der chinesischen Studentenschaft in Münster, der Veranstaltung fern zu bleiben. Es waren tatsächlich kaum Chinesen anwesend, sondern ein größtenteils betagtes Publikum geladener Gäste. Mehrere Plätze blieben frei.

Für Sinophile brachte die Rede vor barock-opulenter Kulisse inhaltlich nicht viel Neues. Die Linie der kommunistischen Führung Chinas ist altbekannt und wird sich in der Grundstruktur nicht wesentlich verändern. Auch die Interessen der Zuhörer bargen wenig Unerwartetes, was sich in der anschließenden „Diskussion“ zeigte.

Spannend war es zu beobachten, wie seine Exzellenz den Vortrag aufbaute und die darauf folgenden Fragen beantwortete. Gewohnheitsgemäß wurde in einem langen Anlauf auf die positive Entwicklung und Wichtigkeit der chinesisch-deutschen Beziehungen eingegangen. Der Botschafter präsentierte hierzu vor allem Zahlen - sehr viele Zahlen - aus der Wirtschaft. Daneben beherrschte Ma auch das westliche Vokabular, das zu solchen Anlässen bemüht wird:

„Zusammenarbeit“, „gegenseitiges Verständnis“, „tiefere Kenntnisse der Fremde“ wurden gefordert und dabei immer wieder betont, wie gut die Beziehungen zwischen den beiden Ländern gediehen. Er äußerte seinen Dank für die deutsche Unterstützung der Erdbebenregionen im Westen Chinas und nutzte diese Gelegenheit auch, um hervorzuheben, wie hervorragend die chinesische Regierung diese

Katastrophen gemeistert habe und dass man es auch ohne ausländische Hilfe geschafft hätte.

Der „Merkel-Dalai-Lama-Fall“, so Ma weiter, sei längst vergessen und alles wieder im grünen Bereich. Es wurde auch versucht, den Anwesenden die Angst zu nehmen, China würde sich langfristig völlig von ausländischen Importen lösen können und nur noch den Westen - auf dessen Kosten - beliefern.

Ein Großteil des Publikums schien jedoch etwas anderes hören zu wollen. Ist es vielleicht typisch westlich oder doch nur deutsch, dass „gute“ Nachrichten langweilen? Den Herrschaften lagen wichtige Fragen am Herzen und so scharrte der ein oder andere bereits nach kurzer Zeit ungeduldig mit den Füßen. Als es dann so weit war, Fragen an den Redner zu richten, wurden die üblichen Themen angesprochen: Falun Gong, Olympia, geistiges Eigentum, Tibet - und natürlich die Menschenrechte. Der Botschafter hörte derartige Fragen offensichtlich nicht zum ersten Mal und brachte sehr allgemein gehaltene Antworten, mit denen er eher auf Stichworte reagierte, anstatt auf die konkreten Fragen einzugehen. China sei anders, China wisse, was es tue, und würde den Erfolgsweg, auf dem es seit Deng Xiaoping ginge, weder ändern noch in Frage stellen lassen. Niemand könne bei den Kernfragen mit hineinreden. Dies müsse klar sein, so Ma. Keine Kompromisse und keine Überraschungen.

Der Botschafter nutzte in der „Diskussion“ die de-facto-Wissenslücken der Deutschen in Bezug auf China und erklärte sich generös bereit, nach dem Vortrag Bücher zum Thema Tibet verschenken zu lassen (ob von Han-Chinesen oder Tibetern geschrieben, erwähnte er nicht). Er blendete dabei völlig die Möglichkeit aus, dass sich auch mit dem Thema bewanderte Westler kritisch äußern könnten.

Es wurde unruhig im Saal, als Ma, der schon Anfang der 80er in der chinesischen Botschaft in Deutschland tätig war, lautstark auf das religiöse Oberhaupt der Tibeter schimpfte. „Der Dalai Lama lügt!“ polterte es ins Publikum. Seine Exzellenz redete sich auf Kosten der sprachlichen Verständlichkeit an den kontroversen Punkten in Rage und sein teils aggressiv-autoritativer Stil schockierte eventuell manch einen der Gäste, der von der Harmonie-Bedürftigkeit der Asiaten überzeugt gewesen war. „*Der ist ja noch Kommunist!*“, murmelte eine stark parfümierte Dame zwei Stühle weiter.

Zum Ende hin wurde der Vortrag in seiner Schärfe recht unchinesisch. Ma gab sich rhetorisch geschickt und bissig, was man von Botschaftern aus dem Reich der Mitte schon öfter gehört hat. In China sähe ein solcher Vortrag ganz anders aus: Chinesische Reden sind tendenziell narkotisch, was der chinesische Autor Bo Yang damit erklärt, dass „*das, was bei einer Versammlung geredet wird, nicht einmal vom Redner selbst geglaubt wird; es ist egal, ob man zuhört oder nicht.*“ Aber mit der Wahrhaftigkeit verhält es sich auf den politischen Bühnen dieser Welt möglicherweise ähnlich.

Eigentlich hatte der Abend dem Dialog dienen sollen. Es waren dafür auch wesentliche Elemente vorhanden: zwei Parteien mit verschiedenen Haltungen, ein grundsätzliches Interesse füreinander und die Möglichkeit, sich auszutauschen. Es wurde aber trotzdem aneinander vorbeigeredet. Um eine wirkliche Verständigung zu fördern, bedarf es offensichtlich mehr als parolenhafter Fragen und mechanischer Erwiderungen.

Zu einem Dialog kam es auch am nächsten Tag im Münsteraner Friedenssaal nicht. Hier traf der Botschafter erneut mit Honoratioren zusammen, um sich in das Goldene Buch der Stadt einzutragen. Eine Ehre, die einige Wochen zuvor noch dem Dalai Lama zu Teil geworden war. ■



Toilettenschild bei Mutianyu, Große Mauer bei Peking

(Foto: Thomas Baier)

欢迎加入

Impressum

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Herausgeber:

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-
Studenten

Frank Andreß/ Thomas Baier

Kurt-Eisner-Str. 69

04275 Leipzig

dianmo@hotmail.de

<http://dianmo.wordpress.com/>

Redaktion:

Till Ammelburg, Frank Andreß (*fa*), Moritz Bockenamm, Lucas Göpfert (*lg*), Jonas Polfuß (*jp*), Simon Preuschoff, Anne Kristin Rotzek (*akr*), Marco Sparmberg, Jacob Tischer, Justine Walter (*ju*), Wang Dan (*wd*)

Satz/Layout: Thomas Baier

Titelbild: Archiv, Frank Andreß

Geschäftsbedingungen:

Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung der Herausgeber sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Alle Urheberrechte liegen bei den Autoren. Die Redaktion behält sich vor, zugesandte Beiträge zu kürzen. Die Zeitung erscheint zwei Mal im Semester und ist kostenlos.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im April/Mai.

ACHTUNG! Für die Inhalte der angegebenen Links und Internetadressen in den jeweiligen Ausgaben der Zeitung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung.

Alle Abbildungen stammen, sofern nicht anders angegeben, von den jeweiligen Autoren.

Druck: Osiris Druck Leipzig

Der Druck wurde ermöglicht durch freundliche Unterstützung von:



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院

